
Pastoralblatt für die Diözesen
Aachen, Berlin, Essen, Hildesheim,
Köln und Osnabrück

März 3/2014

Aus dem Inhalt

Daniela Engelhard
Das Geheimnis des Klangs 65

Peter Kohlgraf
Sehen – Urteilen – Handeln 67

Martin Patzek
Enzyklika LUMEN FIDEI
von Papst Franziskus über den Glauben 75

Ralph Sauer
Einheit der Vielfalt 81

Burkhard R. Knipping
Ein Reflexion auf Männer-Spiritualität(ein) 86

Literaturdienst: 93

Manfred Becker-Huberti, Heinz Finger: Kölns Bischöfe
von Maternus bis Meisner

Claude Ozankom: Christliche Theologie im Horizont
der Einen Welt

PASTORALBLATT

Anschriften der Mitarbeiter dieses Heftes:

Dr. Daniela Engelhard, Domhof 12, 49074 Osnabrück |
Prof. Dr. Peter Kohlgraf, Mittelgasse 6, 55288 Partenheim |
Msgr. Dr. Martin Patzek, Vidumestraße 1, 45527 Hattingen
| Prof. Dr. Ralph Sauer, Bussardstraße 3a, 49377 Vechta |
Dr. Burkhard R. Knipping, Erzbistum Köln - Generalvikariat,
Marzellenstraße 32, 50668 Köln

Unter Mitwirkung von Domkapitular Rolf-Peter Cremer,
Klosterplatz 7, 52062 Aachen | Dr. Daniela Engelhard,
Domhof 12, 49074 Osnabrück | Msgr. Markus Bosbach,
Marzellenstr. 32, 50668 Köln | Uta Raabe, Niederwallstraße
8-9, 10117 Berlin | Domkapitular Adolf Pohner, Domhof 18-
21, 31134 Hildesheim | Weihbischof Franz Vorrath, Zwölfling
16, 45127 Essen

Herausgeber: Die Diözesen Aachen, Essen, Hildesheim, Köln
und Osnabrück

Schriftleitung: Dr. Gunther Fleischer, Postfach 10 11 63,
50606 Köln, Telefon (0221) 1642-7002 od. -7001,
Fax (0221) 1642-7005,
E-Mail: gunther.fleischer@erzbistum-koeln.de

Das „Pastoralblatt für die Diözesen Aachen, Berlin, Essen,
Hildesheim, Köln und Osnabrück“ erscheint monatlich im
Ritterbach Verlag GmbH, Rudolf-Diesel-Str. 5-7,
50226 Frechen

Der jährliche Bezugspreis beträgt 32,50 Euro incl. MWSt. |
Einzelheft 3 Euro zzgl. Porto und Versandkosten

Verantwortlich für die einzelnen Abhandlungen sind deren
Verfasser | Sie geben also nicht ohne weiteres die Auffassung
der kirchlichen Behörden wieder | Abdruck nur mit Erlaubnis
der Schriftleitung | Nicht angeforderte Besprechungsbücher
werden nicht zurückgesandt | Druck: Ritterbach Verlag
GmbH, Rudolf-Diesel-Str. 5-7, 50226 Frechen

ISSN 1865-2832

Daniela Engelhard

Das Geheimnis des Klangs

Ein rauher Wintertag in den Garmischer Alpen. Zwei Männer kämpfen sich durch den kniehohen Schnee. Geigenbauer, die sich auf einen beschwerlichen Weg gemacht haben, um geeignetes Holz für ihre Instrumente zu suchen. Sie hatten davon erfahren, dass an einem Hang kurz unterhalb der Baumgrenze besonders Fichten stehen. Nach einem langen, teilweise gefährlichen Weg gelangen sie erschöpft an ihr Ziel. Sie finden das ersehnte gute Holz. Beim Ziehen einiger Fichtenstämme ins Tal machen sie eine erstaunliche Erfahrung: Durch das Rollen der Stämme auf dem Weg entsteht ein Klang. Einige der Stämme bleiben stumm, andere fangen an zu „singen“. Diese sind die „Sängerstämme“ – genau das hochwertige Holz, das einen guten Geigenklang verspricht.

Die mühevoll und zugleich fruchtbare Suche ist für den Geigenbauer Martin Schleske zu einem Gleichnis für seinen Lebensweg geworden. In dem Buch „Der Klang: Vom unerhörten Sinn des Lebens“ beschreibt er seine Erfahrungen beim Instrumentenbau und deutet sie als Gleichnisse für die lebenslange Pilgerreise des Menschen auf der Suche nach Sinn, nach Gott: „Unser Weg an die Baumgrenze des Stuibenwaldes wurde mir zum Gleichnis. Unsere Fragen sollen uns zu Suchenden machen, unsere Visionen zu Hoffenden, unsere Sehnsucht zu Liebenden. Um den Augenaufschlag des Lebens zu sehen und ihn zu erwidern, braucht man einen liebenden und suchenden Geist ... Mein Dasein soll eine heilige Suche sein. Es gleicht darin jener Suche nach dem Sängerstamm, denn es erfordert die Bereitschaft, die eigene Trägheit zu überwinden.“

Musik und Klang als Gleichnis – dazu hat Papst Franziskus in der Meditation der Früh-

messe am 12. Dezember des vergangenen Jahres Gedanken formuliert. Er habe bei der Betrachtung der Tageslesung (Jes 41,13-20) weniger auf den Buchstaben als vielmehr auf den Klang, die Musik geachtet, bekennt er in der Predigt. Es käme nicht nur darauf an, die Worte des Herrn zu hören. Wichtig sei, darauf zu achten, wie sie zu uns gesprochen werden: „liebepoll, zärtlich“. „Ich bin der Herr, dein Gott, der deine rechte Hand ergreift und der zu dir sagt: Fürchte dich nicht, ich werde dir helfen“ (Jes 41,13). Das „ist die Sprache des Herrn: eine Sprache der Liebe, die eines Vaters, einer Mutter“. Franziskus vergleicht Gottes Handeln mit dem eines Vaters, der zu seinem Kind eilt und es tröstet, wenn es nachts schlecht träumt. Auch in Jesu Sprechen und Handeln sei dieser Klang zu vernehmen: Er nähert sich uns so, wie eine Mutter und ein Vater sich ihrem Kind zuwenden. So wie sie sich herabbeugen, um sich auf die Höhe des Kindes zu begeben und seine Sprache annehmen, so wende sich Jesus auch den Menschen zu. Er mache sich klein, „um mich stark zu machen“. Er gehe in den Tod, „damit ich leben kann“. Das ist die „Musik der Sprache des Herrn“, das ist der Klang Gottes. Um diesen eher leisen Klang wahrzunehmen, sei es notwendig, so Franziskus, auch die Stille zu suchen. Er spricht vom Hören auf den „tönenden Hauch des Schweigens“, der in der Liebe erklingt. Er wünscht sich, dass dieser Klang Resonanz findet.

Martin Schleske beschreibt in seinem faszinierenden Buch, wie ein guter Klang durch Schwingungen und Resonanzen entsteht. Durch das Streichen mit dem Bogen geraten die Saiten der Geige in Schwingung. Ein lebendiger Klang bildet sich, wenn die Schwingungen der Saite im Korpus des Instrumentes viele Resonanzen auslösen. Die Resonanzen stören die Schwingungen. Dadurch entsteht ein Widerstand und damit Kraft, Lebendigkeit, Tiefe und Fülle. Ein facettenreicher Klang mit Tiefe lebt von Spannungen. Genauso gehören für Schleske zu den Klangfarben des Glaubens Spannungspaare, wie etwa „Gnade und Arbeit“, „Zulassen und Gestalten“, „Vollkommenheit und Vorläufigkeit“. Würden die Spannungen in eine Richtung aufgelöst, werde der Klang banal, so wie der Ton einer elektrischen

Geige flach sei, da sie keine Resonanzen habe. Franziskus spricht von der Musik der Liebe Gottes, die auf einen Widerhall in den menschlichen Herzen wartet. Martin Schleske vergleicht den Menschen mit einem Instrument in der Hand Gottes. Er beschreibt die Schönheit der Berufung, ein Instrument mit Resonanzen zu sein, durch das der Klang der Schöpfung, die Musik der Liebe Gottes erklingt. Zu den menschlichen Resonanzen gehören auch Widerstände und Spannungen. Die Geige zeigt aber: Mit den Störungen und Spannungen des Widerhalls wird der Klang warm und farbig. Bei Streichinstrumenten kann es auch vorkommen, dass der Klang in einer bestimmten Tonlage verschlossen bleibt. Der renommierte Geigenbauer berichtet davon, wie er ein Cello mit einem „verschlossenen Klang“ behutsam wieder neu eingestellt und damit den Klang wieder geöffnet hat. Nach dieser für ihn zentralen Erfahrung bekennt er:

„Wie die Saite, die der Cellist in seinem Konzert mit dem Bogen anstrich, im Cello Resonanz fand und das Cello der schwingenden Saite Ansprache, Klangfarbe, Widerstand, Tragfähigkeit und Strahlkraft gab – so gibt auch der Mensch Gott Ansprache, Klangfarbe, Widerstand, Tragfähigkeit und Strahlkraft in unserer Welt. Dass Gott in mir Resonanz findet, heißt Glauben. Es ist das Vertrauen, dass ich in diesem Leben als ein Klangkörper Gottes Sinn, Würde und Vollmacht haben werde – aller Unbegreiflichkeit, Widrigkeit und Ohnmacht zum Trotz. Darum glaube ich ... an das Du Gottes. Denn in meinem Personsein findet er Resonanz und offenbart sich mir darin als ein ‚persönlicher Gott‘. Es ist ein gemeinsamer Klang. Darin ist alles zusammengefasst: Gott ist die Liebe, die uns zu Personen macht.“ Und er beschreibt, wie die Musik Gottes durch uns zum Klingen kommt: „Wie Instrument und Musiker sich miteinander verbinden, so verbindet sich Gott mit der Zerbrechlichkeit unserer Liebe: Seine Behutsamkeit spiegelt sich in der Achtung, die wir einander entgegenbringen; seine Gegenwart in unserer Aufmerksamkeit ..., seine Wahrheit in unserem Verhalten.“

Liebe Leserinnen und Leser,

man könnte meinen, aus dem alten Car-dijn'schen Dreischritt „Sehen - Urteilen - Handeln“ sei kein neuer Funke mehr zu schlagen. Aber eine gute Krieriologie und Maßgabe erledigt sich eben nie, sondern entfaltet ihre wahre Kraft erst in der jeweiligen Aktualisierung. Diese nimmt im Blick auf die evangelisierende Pastoral von heute **Prof. Dr. Peter Kohlgraf** vor, Ordinarius für Pastoraltheologie an der Kath. Hochschule Mainz und Kölner Diözesanpriester.

Im Vorlauf zu einem demnächst im Pbl erscheinenden Beitrag zu „Evangelii Gaudium“ ruft **Msgr. Dr. Martin Patzek** aus Hattingen, Dozent für Caritaswissenschaft am Erzb. Diakoneninstitut in Köln, die von Papst Benedikt XVI. und Papst Franziskus gemeinsam verfasste Enzyklika „Lumen Fidei“ in Erinnerung und bietet eine Lesehilfe, der er einen instruktiven Presse-Spiegel voranstellt.

Dem schwierigen Verhältnis von Pluralität und Einheit als einer Grundfrage der Ekklesiologie geht in sehr pastoraler Ausrichtung und mit kritischem Blick der emeritierte Lehrstuhlinhaber für Pastoraltheologie an der Hochschule Vechta, **Prof. Dr. Ralph Sauer**, nach.

Den Schlussbeitrag bildet ein Artikel, der das Thema Männerseelsorge noch einmal bedeutsam in den Blick hebt. Anhand der Lektüre des Romans „Damals am Meer“ von Marco Bolzano entwickelt **Dr. Burkhard R. Knipping**, Referent für Männerpastoral im Generalvikariat Köln, Spezifika einer Männer-Spiritualität, die es auch wiederum naturgemäß nur im Plural geben kann, was sich im Titel „Spiritualität(en)“ ausdrückt.

Einen guten Einstieg in die österliche Vorbereitungszeit im Geiste der Umkehr als Hinkehr zu dem, der uns Fülle verheißt, und Abkehr von dem, was uns Fülle vorgaukelt, wünscht Ihnen

Ihr



Gunther Fleischer

Sehen – Urteilen – Handeln

Notwendige Schritte zu einer evangelisierenden Pastoral und die Versuchung des Selbstbetrugs

1. Die theologische Begründung des Dreischritts

Nichts sehen – nichts hören – nichts sagen, so verhalten sich die berühmt-berühmtesten drei Affen, die für bestimmte menschliche Verhaltensweisen stehen. Wer sein Leben wie einer dieser Affen gestaltet, hält sich möglicherweise viel Ärger vom Hals. Wer nicht so genau hinsieht oder hinhört, erspart es sich in bestimmten Situationen, eingreifen zu müssen, wer nichts sagt, bekommt auch keinen Widerspruch zu hören. Dass dies kein christliches Lebensprinzip sein kann, muss eigentlich nicht weiter begründet werden. Christliches Leben ist von seinem Wesen her Hinschauen und Hinhören, und gleichzeitig auch ein passendes Wort zur rechten Zeit.

In diesem Sinne versteht sich besonders die praktische Theologie als Handlungswissenschaft, die aus dem Sehen und dem theologischen Urteil pastorale Handlungsoptionen entwickelt. Theologen sprechen von der Pastoraltheologie als einem wichtigen Teil der praktischen Theologie sogar als „Krisenwissenschaft“¹. Handlungsbedarf entsteht in der Kirche in der Regel dann, wenn bestimmte Traditionen oder Praktiken der Realität nicht mehr angemessen sind. Leben und Lehre entwickeln sich auseinander, die Lebensbedeutung kirchlichen Handelns gerät zunehmend aus dem Blick. In einer solchen Krise gilt es genau hinzusehen, genau zu analysieren, wie sich denn die Realität darstellt. Probleme ge-

hören auf den Tisch, genauso wie Ressourcen personeller oder sachlicher Art. Beim Urteil helfen der Theologie zwei verschiedene Stränge: Humanwissenschaften und theologische Kriterien etwa der Heiligen Schrift oder aus der kirchlichen Tradition. Und schließlich muss gehandelt werden. Hiermit ist das Modell eines äußerst dynamischen Traditionsverständnisses beschrieben, wo nur selten ein Zustand erreicht ist, auf dem die Kirche und ihre Theologie sich zufrieden ausruhen können.

Dass dies alles nicht bloße Theorie ist, sondern massive Auswirkungen auf das kirchliche Handeln hat, soll im Folgenden gezeigt werden. Als ein relativ aktuelles Beispiel soll das Dokument der Lateinamerikanischen Bischofskonferenz (CELAM) eingeführt werden, das 2007 in Aparecida verabschiedet wurde, an welches Papst Franziskus während seines Besuchs in Rio de Janeiro am 28. Juli 2013 vor den versammelten Bischöfen erinnert hat.² Er war als Erzbischof von Buenos Aires bekanntlich federführend an dem Abschlussdokument beteiligt. Es seien nur kurz einige Stichworte genannt, welche die Bedeutung des oben dargestellten pastoralen Ansatzes herausstellen. Der Papst erinnert daran, dass sich die Bischöfe der CELAM bewusst für den Dreischritt des „Sehen-Urteilen-Handeln“ entschieden hatten. Als Methode birgt er jedoch eine Gefahr, auf die Papst Franziskus ausdrücklich hinweist: Er kann aseptisch werden, d. h. er kann am „grünen Tisch“ konstruiert werden und am Ende in ein lebloses, inspirationsarmes Abschlusspapier einmünden, das die Kirche und ihr Leben nicht weiter bringt. Pastoral kann nur Frucht bringen, wenn sie der „Dynamik der Inkarnation“ entspricht. Anders als manche andere Bischofskonferenz hat CELAM an den Anfang der Erneuerungsbestrebungen das Sehen gestellt. Konkret: Am Anfang steht nicht ein theologisches Dokument, sondern das Sammeln der Sorgen und Nöte der einzelnen Bischöfe und ihrer Teilkirchen. Wenn das Hinsehen wirklich konkret und fruchtbringend sein soll, wird es notwendig sein, möglichst kleine Einhei-

ten in den Blick zu nehmen und die vielfältigen Bedingungen wahrzunehmen. Je mehr man sich von der Basis entfernt, desto ungenauer wird die Analyse. Und selbst in einer Teilkirche finden sich möglicherweise zahlreiche nebeneinander existierende Kulturen und Traditionen, die man nicht in einen großen Eintopf vermischen darf: „So gibt es zum Beispiel in ein und derselben Stadt verschiedene imaginäre Kollektive, die ‚unterschiedliche Städte‘ bilden. Wenn wir nur in den Maßstäben der ‚Kultur von immer‘ verharren, im Grunde einer Kultur auf ländlicher Basis, wird das Ergebnis schließlich eine Vereitelung der Kraft des Heiligen Geistes sein. Gott ist in allen Teilen: Man muss ihn zu entdecken wissen, um ihn in der Sprache jeder Kultur verkünden zu können; und jede Wirklichkeit, und jede Sprache hat einen eigenen Rhythmus“ (Papst Franziskus am 28.07.2013). Pastorale Dynamik entsteht von unten nach oben, nicht umgekehrt; eine solche zentralistische Vorgehensweise nennt der Papst sogar eine potentielle Verhinderung des Geistes Gottes. Dem entsprechen die Stichworte „Solidarität“ und „Subsidiarität“, welche in der päpstlichen Ansprache eine zentrale Bedeutung einnehmen.

Beim Schritt des Urteilens sind dem Papst zwei Punkte besonders entscheidend: die Nähe zum betenden und glaubenden Volk Gottes, das die „Hintergrundmusik“ zu den Beratungen bildet, und die kirchliche Identität, welche das notwendige „Unterscheidungsvermögen“ begleitet. Hier bilden die kirchliche Tradition und der gelebte Glaubenssinn des Gottesvolkes unverzichtbare Hilfen, die eben auch für die praktische Theologie maßgeblich sind.

Was das Handeln angeht, stehen nicht theoretisch fundierte Änderungen kirchlicher Strukturen im Fokus, sondern die Mission, das Herausgehen aller Christen aus den kirchlichen Binnenbereichen. Insofern Mission dazu drängt, sich selbst zu verschenken in Gemeinschaft mit anderen, ist sie kirchlich orientiert und verwurzelt. Nicht eine entwickelte Theorie führt zu kirchlichen Veränderungen, sondern die

Dynamik der Mission verändert die Kirche und ihre Strukturen. Hier wird deutlich, was der Papst gegen jede Form von Klerikalismus hat. Sobald sich jemand zu einem besseren Christen und einem höherwertigen Zeugen erklärt, nimmt er den anderen Glaubenden ihre Verantwortung. Kirche verändert sich nur, wenn sich ein missionarisches Taufverständnis im Hinausgehen aller aus den Kirchenräumen zeigt. Am schlimmsten scheint für Papst Franziskus zu sein, wenn am Anfang oder am Ende kluge Papiere stehen, die von allgemeiner und ewiger Gültigkeit sind, und die dann angewandt werden auf die pastorale Wirklichkeit, die ihnen zu entsprechen hat. Dass dies nicht funktioniert, zeigt der kirchliche Alltag hierzulande wohl in evidenter Deutlichkeit.

Was kann geschehen, wenn einer der drei Schritte ausfällt? Einige Konsequenzen sollen kurz dargestellt werden.

2. Der Ausfall des 1. Schritts: „Sehen“

Die unberührbaren theologischen Prinzipien

Wer sich dem ersten Schritt entzieht, sei es bewusst oder unbewusst, zeigt damit möglicherweise ein bestimmtes christliches Wahrheitsverständnis, das fatale Auswirkungen auf die pastorale Praxis haben kann. Kaum jemand in der Kirche wird zugeben, dass er einem geradezu platonischen Wahrheitsmodell folgt. Das bedeutet, dass eine unveränderliche, oft abstrakte Wahrheit postuliert wird, der sich dann das menschliche oder kirchliche Leben anzupassen habe. Es geht dann nicht um eine Entfaltung der Wahrheit im Tun, sondern das Tun ist eine ungebrochene Umsetzung einer im Raum der Kirche anerkannten Wahrheit. Theologische Prinzipien sind allein handlungsleitend. Brechen wir diesen zunächst theoretischen Gedanken auf die unteren Ebenen der Pastoral herunter. Genügt es, ohne sich einem wirklichen Dialog mit allen am

kirchlichen Leben Beteiligten auszusetzen, davon auszugehen, dass wir als Bischof und Priester, als Seelsorgerinnen und Seelsorger die Wahrheit schon besitzen und den anderen vorsetzen und sie dazu befähigen müssen, unsere theologischen Prinzipien zu erkennen und umzusetzen, oder müssen nicht die theologischen Prinzipien immer wieder vor der vom Papst geforderten Berührung mit der „Hintergrundmusik“ der Gemeinde und der Welt auf ihre Wahrhaftigkeit und Realitätsnähe hin geprüft werden? Schaut man etwa in die Strukturpläne der deutschen Bistümer von 2007³ (also demselben Jahr wie die Bischofskonferenz in Aparecida), wird man jedenfalls den Verdacht nicht los, dass den geplanten Veränderungen im Wesentlichen die Erkenntnis des Priestermangels zugrunde liegt, also das theologische Verständnis von der Notwendigkeit einer sakramentalen Gemeindeleitung, und dass diesem theologischen Prinzip alles andere untergeordnet wird. Von oben werden den Gemeinden theologische Grundprinzipien gegeben, an denen sich die Pastoral vor Ort wesentlich auszurichten hat. Man kann dies theologisch selbstverständlich so sehen, in den Texten des Konzils und in der kirchlichen Tradition finden sich genügend Anhaltspunkte dafür, dass dies ein Weg der Kirche sein kann. Wenn jedoch die Aussagen von Papst Franziskus angesichts der in jedem Bistum vorhandenen Vielfalt der Kulturen stimmen, dann werden wir pastoral und theologisch die Vielfalt nicht einholen, wenn wir ein pastorales Einheitsmodell allein für jedes Bistum, und schon gar nicht für jede Pfarrei/Gemeinde vorgeben, dem sich die Vielfalt einzupassen hat. Die erste Versuchung des Nicht-Sehens oder auch Nicht-Sehen-Wollens kann darin liegen, dass ich meine, die Wirklichkeit muss sich meinem theologischen Prinzip unterordnen, und ich von vornherein ausschließe, im Hinschauen und Hinhören theologisch notwendige Erkenntnisse für meine theologische Prinzipienbildung finden zu können.

Das Verdrängen der Wirklichkeit: Schönreden oder Schwarzsehen

Vielleicht ist es eine zu einseitige Wahrnehmung, aber mancher Pfarrer hat vor einem Besuch seines Bischofs eine große Sorge. Die Kirche muss voll sein, die Musik feierlich, der Bischof soll einen guten Eindruck mit nach Hause nehmen. Versucht sind jedoch nicht nur die Bischöfe, dies mit dem Alltag zu verwechseln. Auch mancher Pfarrer, mancher in der Gemeinde Engagierte, lebt von ermutigenden Erfahrungen großer „gelungener“ Gottesdienste und übersteht so die Dürrezeiten des Alltags. Genau hinschauen will man dann eigentlich nicht. Es ist tatsächlich gut, sich pastoraler Erfolge zu erfreuen. Sie sollten nicht dazu verleiten, all das allein durch die schön gefärbte Brille zu sehen. Viele andere Realitäten fallen dann nämlich unter den Tisch, und mit ihnen die Menschen, zu denen die Kirche auch gesandt ist, die aber nicht mehr wahrgenommen werden. In diesem Zusammenhang hat der Hinweis auf die Notwendigkeit einer milieusensiblen Pastoral ihren Platz.⁴ Es kann zum Phänomen des Schönfärbens gehören, sich mit seinen Kreisen zu begnügen, die einen bestätigen und mögen, dabei aber zu übersehen, dass andere Menschen längst nicht mehr im Blick sind.

Das andere Extrem ist das notorische Schwarzmalen, das ebenso kaum der Wirklichkeit der Pastoral gerecht wird. Was die Kirche, was einzelne glaubende Menschen leisten und damit in Kirche und Welt verändern, darf nicht geringgeschätzt werden. Der Schritt des Sehens mag hier notwendig sein, um den vielen Engagierten auch gerecht zu werden und ihrer Arbeit die notwendige Ehre zu erweisen. Im Hinblick auf das Ehrenamt in den Gemeinden ist das „Sehen“ geradezu der wichtigste Dienst, den etwa ein Hauptamtlicher leisten kann, so dass er Wertschätzung, Motivation, Hilfe und Unterstützung leisten kann, wenn es erforderlich ist. Gutes Engagement nicht zu sehen, weil man ohnehin alles im Verfall sieht, kann so eine schlimme Form pastoraler Egozentrik sein.

Dialog ist ein Stichwort, welches auch in aktuellen innerkirchlichen Debatten eine wichtige Rolle spielt. Vieles ließe ich zu dem dialogischen Charakter kirchlichen Handelns sagen. Kritiker einer dialogischen Wahrheitsfindung können darauf verweisen, dass das Wort „Dialog“ in der Heiligen Schrift kaum gebraucht wird. Es gibt jedoch zahlreiche Belege dafür, dass dialogische Haltungen im positiven Sinne dem biblischen Menschenbild und der Nachfolge Jesu entsprechen. Papst Paul VI. hat seine erste Enzyklika 1964 dem Dialog gewidmet.⁵ Dabei zeigt er drei für die Kirche entscheidende Gesprächskreise: Zunächst muss die Kirche im Gespräch ihr „Wesen“ klären, also dialogisieren, was es heißt, Sakrament des Heils zu sein. Dann wird ein ökumenischer Dialog notwendiger, um glaubwürdig mit einer Stimme sprechen zu können. Und zuletzt fordert Papst Paul VI. den Dialog der Kirche mit der modernen Welt, nicht um sie zu belehren, sondern zunächst einmal zu erfahren, was sie bedrängt. Und dann geht es darum, gemeinsam Lösungen zu finden und nicht einfach fertige Lösungen aufzudrücken. Kirche kann Glauben und Gott als Antwort auf die Fragen der Menschen immer nur anbieten. Dazu muss sie erst einmal jedoch die Fragen hören und die Not sehen. Wer sich einem solchen Dialog entzieht, und schon die Antwort kennt, bevor er Fragen gehört hat, ist weit weg von der Art Jesu, Menschen zu begegnen. „Sehen“ ist die Grundlage eines echten Dialogs, denn wenn das Sehen aufmerksam ist, ist es geprägt von echtem Interesse am Anderen, und nicht nur auf der Suche nach einer geeigneten Methode, seine Inhalte loswerden zu können. Auch hier führt die Anregung von Papst Franziskus weiter. Je mehr ich an der einzelnen Person ansetze, desto konkreter zeige ich dialogische Haltung. Je großflächiger und zentralistischer ich plane, desto weniger wird wohl erfahrbar sein, dass ich am Einzelnen und seinen Fragen interessiert bin.

1904 ereignete sich in Berlin die Geschichte des schlaue Hans⁶. Hans war ein 8-jähriger Hengst eines pensionierten Lehrers. Diesem gelang es, die Kommunikation zwischen Mensch und Tier herzustellen. Der schlaue Hans konnte mathematische Aufgaben lösen und buchstabieren. Für diese Zwecke hatte er das Alphabet auswendig gelernt. Einmal klopfen für a, zweimal für b. usw. Er begeisterte mit seinen Kunststücken nicht nur die Massen, die Euphorie erfasste auch die Fachleute. Zur Untersuchung des Phänomens wurde sogar eine Expertenkommission gegründet. Doch selbst die Experimente, bei denen Zeichen des Trainers ausgeschlossen werden sollten, meisterte Hans. Die Freude währte jedoch nur drei Monate, solange bis ein Gutachten die Wahrheit ans Licht brachte. Die Wissenschaftler stellten fest, dass der schlaue Hans keine Aufgaben lösen konnte, wenn keinem der anwesenden die Lösung bekannt war. Hans hatte sich tatsächlich durch Training darauf spezialisiert, menschliche Gestik zu deuten und, zum Beispiel beim Zählen, mit dem Hufstampfen aufzuhören, sobald die Anwesenden dies durch ihre Körpersprache kommunizierten – und er seine Belohnung bekommen konnte.

Was heißt das für menschliche Kommunikation, für unsere Frage nach dem Dialog? Jeder der beteiligten Parteien nahm vom anderen nur das wahr, was er wahrnehmen wollte. Hans, das schlaue Pferd, deutete die menschlichen Körpersignale und freute sich auf die Belohnung. Die Menschen nahmen am Pferd nur das wahr, was sie sehen wollten: seine einzigartige Klugheit. Tatsächlich war das Pferd wohl der schlaunere Part in dieser Geschichte, dennoch konnte es nicht rechnen. Mag diese Geschichte auch eine humorvolle Historie sein, zeigt sie doch Grundstörungen menschlicher Kommunikation und kirchlichen Handelns auf. So legen wir den anderen oft auf Rollen fest, aus denen er einfach nicht mehr herauskommt. Dialog zu führen hieße dann, eine neue Brille aufsetzen, am ande-

ren neue Sichtweisen wahrnehmen zu wollen, und nicht schon zu wissen, was kommt. Aus den Vorurteilen kommt der andere oft nicht mehr heraus, wenn es nicht eine Unterbrechung der Spirale solcher Wahrnehmungen gibt.

Papst Franziskus fordert, sich den Blick eines Jüngers zu eigen zu machen. Nicht nur das Interesse am anderen, sondern auch die Liebe zu ihm im christlichen Sinne ermöglicht, eigene Vorurteile aufzugeben und verhindert, das eigene Denken zum letzten Maßstab zu machen. Der erste Schritt im Prozess des „Sehen-Urteilen-Handeln“ bildet die Grundlage dafür, eigene Seh-Interessen und Vorurteile zu entlarven.

Sich zufrieden geben mit dem Erreichten: die pastorale Friedhofsruhe

Wie bei den drei Affen auch muss derjenige, der hinzuschauen beginnt, damit rechnen, sein Verhalten ändern oder ungewohnte Wege betreten zu müssen. In der Pastoral gibt es sicher manche Gefahr des blinden Aktionismus, es gibt aber genauso die Versuchung, Probleme und Entwicklungen zu ignorieren. Zwar sieht ein Seelsorger in seinem Bereich eine besorgniserregende Realität, aber im Augenblick ist sie nicht so dramatisch, dass er schon einschreiten will. Er weiß genau, dass manche Leute in der Gemeinde nicht mitziehen und dass es Ärger geben wird. Irgendwie läuft alles in halbwegs geordneten Bahnen und warum Ärger produzieren? (Das andere Extrem lässt sich auch hier aufzeigen: Mancher redet schon Katastrophenszenarien herbei, die noch nicht, und vielleicht nie da sind und da sein werden – auch hier hilft ein klarer analytischer Blick auf die Gegenwart). Dann ist es die scheinbar einfachste Lösung, alles laufen zu lassen, Lösungen werden sich schon finden, wenn die ganze Angelegenheit „gegen die Wand gefahren ist“. Sakramentenkatechese läuft mancherorts wie vor 40 Jahren, auch wenn man ehrlicherweise merkt, dass bei allen Beteiligten Ratlosigkeit und Unzufrieden-

heit herrschen. Vielleicht ist es mancher Seelsorger nach Jahren pastoraler Planung und Beratung auch einfach überdrüssig, immer und immer wieder zu diskutieren und Neues zu beginnen. Dennoch: Eine ehrliche Bestandsaufnahme bleibt einem nicht erspart, wenn man an den Menschen, der Kirche und ihrer gemeinsamen Zukunft interessiert ist.

Vielleicht rühren das Gefühl, zu viel diskutiert zu haben und die Sehnsucht nach pastoraler Ruhe aber auch an fehlenden Zielen und Urteilkriterien pastoralen Handelns. Deswegen muss nun in einem weiteren Fortgang der Schritt des „Urteilens“ in den Blick genommen werden.

3. Der Ausfall des 2. Schritts: „Urteilen“

Aktionismus

Im Zusammenhang der Lehrtätigkeit an der Hochschule meine ich feststellen zu können, dass insbesondere der Schritt des theologischen und wissenschaftlichen Urteils der am schwersten zu bewältigende ist. Gerne beschäftigt man sich mit Gesellschaftsanalysen und kennt die gängigen Beschreibungen der Gegenwart zumindest in den gängigen Schlagworten und Milieustudien: Individualismus, Pluralismus, Säkularismus etc. Schließlich beschäftigt man sich mit konkreten Pastoralkonzepten, die auf diese Situation einzugehen versuchen. Pastoralkonzepte jedoch auf ihre theologische Wertigkeit hin zu untersuchen, erfordert ein gewisses Maß an theologisch selbständigem Denken und die Fähigkeit zur Anwendung des theoretisch Gelernten. Pastorales Handeln ist zielorientiertes Handeln, das auf bestimmten theologischen Grundeinsichten beruht. Die Kenntnis theologischer Zusammenhänge, das Wissen um historische Entwicklungen, ein solides biblisches historisch-kritisches Handwerkszeug ermöglichen, wichtige Ziele für das eigene theologische Handeln zu entwickeln. Es dürfen auch schon einmal

visionäre Ideen sein. Solche Zielvorstellungen sind aus verschiedenen Gründen existenziell notwendig. Sie verhindern, dass man in der pastoralen Praxis nur noch reagiert, und damit nach und nach ausbrennt.

Wenn sich pastoral Handelnde ihren Alltag nur noch von den anliegenden Arbeiten diktieren lassen, werden dauerhaft weder Struktur noch Sinn erkennbar sein. Handeln ist kein Wert in sich, von der praktizierten Nächstenliebe einmal abgesehen. Und selbst im Bereich der Diakonie muss sich die Kirche Ziele setzen, wenn sie wirksam helfen will und nicht nur Tropfen Wasser auf heiße Steine träufeln möchte.

Lückenhafte theologische Kriteriologie

Papst Paul VI. spricht höchst aktuell, wenn er fordert, dass die Kirche und ihre Verantwortlichen zunächst einen Dialog über das Wesen der Kirche führen sollten. Das II. Vatikanum hat in diesen Dialog den Begriff von der Kirche als „Sakrament“ zwar nicht eingebracht, aber neu bedacht und vertieft. Kirche ist „universales Sakrament des Heiles“, sie ist „Zeichen und Werkzeug für die innigste Vereinigung mit Gott wie für die Einheit der ganzen Menschheit“ (LG 1).⁷ Walter Kasper beschreibt, wie sich damit die Kirche von missverständlichen und irreführenden Kirchen- und Sakramentenverständnissen abgesetzt hat. Die Bedeutung der Kirche wird in Bezug zu Christus im wahrsten Sinne des Wortes relativiert; die Kirche ist nur von Bedeutung, indem sie Christus darstellt. Die Kirche als Wurzelsakrament ist „gleichsam die eine Hand, mit der Gott durch sieben Sakramente nach uns greift und uns an sich zieht“. Sie gehört zur wesenhaft sakramentalen Grundstruktur der Erlösung dazu, was an Christus sichtbar war, „ist eingegangen in die Sakramente“, wie es Papst Leo d. Gr. in einem berühmt gewordenen Wort formuliert. Die äußeren Strukturen der Kirche, ihre Heilmittel, ihre durch gelebten Glauben geronnene Lehre und ihre Lebensweise sind Ikone des drei-

faltigen Gottes, der so greifbar wie sonst nirgends in der irdischen Kirche berührbar und erfahrbar wird. In diesem Sinn sprechen Theologen von der Kirche als Realsymbol, „welches das, was es bezeichnet, auch enthält und mitteilt.“⁸ Kirche wird also zum einen relativiert, zum anderen wird aber auch ihr tiefstes Geheimnis, welches Gott durch Christus im Heiligen Geist erfahrbar werden lässt, reflektiert. So versteht sich Kirche selbst.

Warum dieser Einstieg? Die Selbstrelativierung der Kirche wird sicher aus verständlichen theologischen und historischen Gründen heute gerne aufgegriffen. Als Beispiel soll hier die kirchliche Jugendarbeit herangezogen werden, die sich sowohl aufgrund theologischer Neuorientierung, als auch aufgrund sich verändernder Milieus neu gestalten muss.⁹ Zu Recht haben die Kirche und die Theologie von der Idee Abschied genommen, dass Jugendliche aus kirchlichem Eigennutz zu rekrutieren seien. Vielmehr schaut man in den Milieustudien (Sehen!) genau hin, und erkennt, dass die Kirche mit ihren klassischen Gruppen- oder Gottesdienstangeboten nur noch wenige Jugendliche aus ausgewählten Milieus erreicht, andere gar nicht mehr. Es ist realistisch und entspricht dem in der Würzburger Synode grundgelegten diakonischen Anspruch von Jugendpastoral, wenn Jugendliche zunehmend selbst formulieren und gestalten, was sie brauchen, wenn es nicht darum geht, einfach von oben Theologie und theologische Prinzipien umzusetzen, sondern wenn man an Jesus Maß nimmt und sein Verhalten (also das Evangelium!) zum wichtigsten Maßstab kirchlichen Handelns am Menschen macht.¹⁰ Dennoch seien auch offene Fragen und Probleme nicht verschwiegen, die mit dem oft sehr unkonkreten Hinweis auf „das Evangelium“ ja nicht gelöst, sondern oft erst eingeleitet werden. Wer legt denn im Konfliktfall fest, was evangeliumsgemäß ist? Es bleibt nicht verborgen, dass mit dem sakramentalen Grundverständnis der Kirche bei aller Relativierung gleichzeitig auch der Anspruch verbunden ist,

gelebtes Evangelium zu sein. Und verbunden ist damit der Anspruch, dass es des gelebten und gelehrten Glaubens, also der Tradition bedarf, um auch für heute Kriterien für eine gleichzeitig evangeliums- und zeitgemäße kirchliche Praxis zu finden. Die katholische Kirche vertritt eben kein „Sola-Scriptura“-Prinzip. Wenn also etwa im Hinblick auf eine milieusensible Jugendpastoral angeregt wird, dass es nicht um die Kirche, sondern um den Menschen und seine Begegnung mit Jesus gehen muss, ist dies zunächst einleuchtend. Kann man sich dann in einem zweiten Schritt aber so unkritisch in die Milieus und ästhetischen Lebenswelten hineinbegeben, dass Events an Stelle der Liturgie treten, Online-Angebote an die Stelle von zwischenmenschlichen Gemeinschaftserfahrungen, ohne die Kirche schließlich nicht gedacht werden kann? Wie sehr muss Kirche Lebenswelten bestätigen oder wann ist es geboten, auch widerständig und prophetisch zu sein, um eine legitime Subjektwerdung nicht mit einer Selbstvergötzung des Menschen als letztem Maßstab zu verwechseln? Jugendliche zur Subjektwerdung zu befähigen, kann vom christlichen Menschenbild her nicht das isolierte selbstbestimmte Subjekt meinen, dass aus sich selbst heraus zu verstehen ist und sich selbst entwirft. Subjekt ist der Mensch im Hinblick auf seine Einbindung in eine Gemeinschaft, und hier hat die Kirche ihren Ort.¹¹ Humanwissenschaften, die Heilige Schrift und die große Theologie der Tradition bilden das Dreieck, das hilft, eine tragfähige Handlungstheorie zu entwickeln, die nicht nur die Hektik des Augenblicks widerspiegelt, sondern durch einen wirklich „großen und heils- und universalgeschichtlichen Atem“¹² belebt wird.

Beratungsresistenz

Zur theologischen Urteilsfindung gehört, auch kontroverse Meinungen zuzulassen und hochzuschätzen. Grundsätzlich ist davon auszugehen, dass auch in der Hierarchie Höherstehende nicht den einzig wahren

Blick auf das Ganze haben. Von allen in der Kirche wird die geistliche Haltung gefordert, das Charisma und die Erkenntnis des Anderen als theologische Erkenntnisquelle anzunehmen. Beratungsresistenz findet sich auf allen Ebenen kirchlichen Handelns. Grund können Traditionen sein: weil es schon immer so lief, muss man nichts Neues versuchen. Es kann eine Klerikalisierung sein, von der auch Papst Franziskus spricht. Professionalisierung oder Weihegewalt lassen es unnötig erscheinen, die Meinung eines anderen Menschen an sich heran zu lassen. Ein starres, unveränderliches Urteil ist oft das Gegenteil von dem, was der 2. Schritt des Urteilens im Prozess der theologischen Meinungsbildung bedeutet. Es geht vielmehr um ein gemeinsames Ringen um die Wahrheit in Praxis und Theorie. Dabei ist anzunehmen, dass der Andere mindestens genau so viel weiß und Recht hat, wie ich es auch für mich beanspruche. Wie sehr eine solche Kultur des kontroversen Austauschs kirchliche Praxis oder gewollt ist, sei einmal dahin gestellt. Für den 2. Schritt des Urteilens ist eine solche Praxis unabdingbar.

4. Der Ausfall des 3. Schritts: „Handeln“

Dass Seelsorgerinnen und Seelsorger, aber auch Gemeinden, nicht zum aktiven Handeln schreiten, kann natürlich verschiedene Ursachen haben. Oft machen sich ein gewisser Fatalismus, eine Müdigkeit und auch Mutlosigkeit breit, die sich lähmend auswirken. Es kann aber auch das zutreffen, was Stefan Gärtner in einem Aufsatz über „Risiken und Nebenwirkungen“ der Professionalisierung der Seelsorge beschrieben hat.¹³ Einerseits neigen Kleriker aufgrund ihrer Weihevollmacht dazu, qua Weihe alles entscheiden zu müssen und alles können zu sollen. Es kann andererseits auch dazu kommen, dass man aufgrund fehlender Profession Leitung nicht wahrnimmt, dass Beziehungen und nicht Kompetenzen die Entscheidungen beeinflussen,

dass man andere machen lässt, was man eigentlich selbst tun müsste, ihnen dann aber auch die Schuld für das Scheitern gibt. Aufgrund von Überforderung also lässt man die anderen allein. Selbstdistanz vom Hirtenamt, klerikale Verweigerungshaltung und schließliches Wegschauen von der eigenen Verantwortung können Ausdruck von Überforderung, mangelnder Rollenidentität und auch fehlender Qualifikation und Profession sein.¹⁴ Wer also als Hauptamtlicher handelt, indem er Verantwortung übernimmt, und andere mit einbezieht in das pastorale Tun, zeigt den Mut, Leitung wahrzunehmen und notwendige Veränderungen anzunehmen. Andere mit ins Boot zu holen, Charismen zu fördern, Beratung und Korrektur anzunehmen, sind Zeichen für Leitungskompetenz und Verantwortung.

5. Fazit

Theologie ermutigt zum Sehen-Urteilen-Handeln, sie sieht, hört und spricht/handelt. Wenn dies konsequent auf allen kirchlichen Ebenen geschieht, entsteht eine dynamische Tradition, eine Glaubenspraxis, die nie abgeschlossen ist. Die frühen Christen wurden von ihren Beobachtern die „Anhänger des neuen Weges“ genannt. Die Kirche hat es dringend nötig, unterwegs zu bleiben und sich keine zu festen Häuser zu bauen. Selbst wenn der Epheserbrief die Kirche als „Bauwerk“ (Eph 2,21f.) sieht, ist sie noch nicht fertig gebaut, sondern wächst gleichzeitig Christus entgegen, der das Haupt ist. Die Spannung zwischen den sakramental gegebenen Formen und dem stets zu Verändernden auszuhalten und fruchtbar zu machen, ist der spannende Auftrag an den Theologen, der zur Urteilsbildung beitragen und neue Handlungsoptionen entwickeln muss.

Dem dient der beschriebene Dreischritt. Die Versuchungen der Pastoral haben eines gemeinsam: eine zu große scheinbare Sicherheit des Lehrens und Lebens. Wenn Papst Franziskus während des Weltjugend-

tages in Rio de Janeiro den Jugendlichen zurief, er wolle Unordnung in der Kirche, mag er diesen Mut zum Unterwegssein gemeint haben. Nur im Sehen der Realität, in einem dialogisch gefundenen Urteil und im mutigen Handeln verlässt die Kirche die eigenen Mauern und wird missionarisch, evangelisiert sich selbst und andere.

Anmerkungen:

- ¹ Adolf Exeler, Norbert Mette, Das Theorie-Praxis-Problem in der Praktischen Theologie, in: Ferdinand Klostermann – Rolf Zerfaß, (Hrsg.), Praktische Theologie heute, München – Mainz 1974, 65–80, 67.
- ² „Der Klerikalismus ist ebenfalls eine sehr aktuelle Versuchung“: kath.net/news. 42232 (28.07.2013).
- ³ „Mehr als Strukturen ...“ Neuorientierung der Pastoral in den (Erz-)Diözesen. Ein Überblick 12 = DBK (Hrsg.), Arbeitshilfen 216 (Bonn, 12. April 2007).
- ⁴ Vgl. Matthias Sellmann, Caroline Wolanski (Hrsg.), Milieusensible Pastoral. Praxiserfahrungen aus kirchlichen Organisationen. Würzburg 2013.
- ⁵ Ecclesiam suam, vom 6. August 1964.
- ⁶ Diese Geschichte wurde in einem Artikel der Frankfurter Sonntagszeitung am 25.11.2012 vorgestellt. Der Text hier ist beinahe wörtlich referiert aus: <http://schlauerhans.wordpress.com/2011/11/30> (28.11.2012).
- ⁷ Vgl. zum Folgenden Kasper, Katholische Kirche. Wesen, Wirklichkeit, Sendung. Freiburg, Basel, Wien 2011, 126–129.
- ⁸ Ebd. 127.
- ⁹ Dazu Christian Gentges, „Lass mich dich lernen...“ Zur Bedeutung von Milieuforschung für die kirchliche Jugend(verbands)arbeit, in: Matthias Sellmann, Caroline Wolanski (Hrsg.), Milieusensible Pastoral. Würzburg 2013, 54–80.
- ¹⁰ Etwa der Beschluss der Würzburger Synode „Ziele und Aufgaben kirchlicher Jugendpastoral“ 3.3., in: Gemeinsame Synode der Bistümer in der Bundesrepublik Deutschland. Beschlüsse der Vollversammlung. Offizielle Gesamtausgabe I, Freiburg–Basel–Wien 1976, 277–311, hier 297f.
- ¹¹ Vgl. Kasper, Katholische Kirche, 124.
- ¹² Vgl. ebd., 129.
- ¹³ Vor Risiken und Nebenwirkungen wird gewarnt. Beobachtungen zur Professionalisierung der Pastoral, in: PThI 32 (2012–1) 27–47.
- ¹⁴ Vgl. ebd., 29f.

Martin Patzek

Enzyklika LUMEN FIDEI von Papst Franziskus über den Glauben

Vorbemerkung

Wie in den Benedikt-Enzykliken über die Liebe¹ und die Hoffnung² richtet sich die Enzyklika über den Glauben³ von Papst Franziskus an alle Christgläubigen - gleichwertig mit der Amtskirche. Am 13. Juni kündigte er vor dem Rat der Bischofssynode an, die von seinem Vorgänger begonnene Enzyklika zu Ende zu führen. Sie werde eine Arbeit „der vier Hände“. Der von Benedikt empfangene Text sei ein sehr starkes Dokument, das er nun fertig stellen wolle, betonte Franziskus als Antwort auf die Frage eines Teilnehmers.⁴ Franziskus sieht sich sowohl in der Kontinuität früherer Verlautbarungen des Lehramtes als auch mit einer ersten Fassung einer Enzyklika über den Glauben von Papst Benedikt. Er übernimmt, ergänzt und fasst zusammen, „die Brüder zu stärken in jenem unermesslichen Gut des Glaubens, das Gott jedem Menschen als Licht für seinen Weg schenkt“. Werfen wir ein erstes Licht auf das Licht des Glaubens im Presse-Echo:

Presse-Echo

Kurz nach der Vorstellung der Enzyklika am 05.07.2013 sah „*Spiegel Online*“ in der „ersten Enzyklika von zwei Päpsten“ eine Bestärkung der Theologie Benedikts. Er hat begonnen, Franziskus vollendet. „Wer glaubt, sieht“ das gesamte Sein des Men-

schen erleuchtet. Die neue Enzyklika führt die vorherigen Enzykliken Benedikts fort: Liebe, Hoffnung, Glaube. Bestärkt wird auch das katholische Verständnis von Ehe und Familie. Der Glaube an Gott soll dem Allgemeinwohl dienen in der Form des Kontakts von Person zu Person.⁵

Durch die Veröffentlichung von Franziskus als Enzyklika autorisiert, aber für die „*Kölnische Rundschau*“ dennoch vom Selbstbewusstsein des neuen Papstes getragen. „Franziskus, dessen anspruchsvolle Namenswahl von ebenso großem Selbstbewusstsein zeugt wie sein provozierend legeres Auftreten, hat sich in spektakulärer Form das Erbe seines Vorgängers zu Eigen gemacht.“⁶

Die „*Rheinische Post*“ spricht von einem Papst, „der seinen Glauben lebt, weniger reflektiert, der nicht ankündigt, was er vorhat, sondern tut, was er für richtig hält“. Der neue Papst – der sich lieber Bischof von Rom nennt – ist eine Enzyklika auf zwei Beinen.“ Das Lebensmodell des Papstes wird mit einem Kirchenmodell verglichen, das dem „Katakombenpakt“ sehr nahe steht. Der ist eine wenige Wochen vor Ende des 2. Vatikanums in den Domitilla-Katakomben geschlossene Vereinbarung von 40 Konzilsvätern, darunter als einziger Deutscher Julius Angerhausen (1911-1990), Weihbischof im Bistum Essen. Einige Punkte des Paktes: „Wir wollen so leben im Blick auf Wohnung, Essen und Verkehrsmittel wie die Menschen um uns herum. Wir wollen weder Immobilien noch Mobiliar besitzen. Wir werden jeden Eindruck vermeiden, Reiche und Mächtige zu bevorzugen. Wir wollen uns vor allem den Benachteiligten und Unterentwickelten zuwenden.“⁷

Die „*Westfalenpost*“ sieht ein „Miteinander von intellektueller und spiritueller Energie“. Die Enzyklika schlage eine solide Brücke zwischen Glaube und Vernunft. Damit habe Papst Franziskus ebenso geschickt wie überzeugend auch noch eine tragfähige Brücke zu seinem Vorgänger geschlagen.⁸

„Wie den netten Priester von nebenan“ bezeichnet die „*Süddeutsche Zeitung*“ den

Papst. Sie fügt hinzu: „In seinen Handlungen aber steckt erkennbar ein Plan.“ Gesehen wird hier die „grundstürzende Veränderung eines Amtes ...: Der Papst soll dem Evangelium gemäß leben.“

„Ohne ein verändertes Papstamt keine Kurienreform, kein Neuanfang oder „kein seliges Ende bei der Vatikanbank“.⁹

Die „*Frankfurter Allgemeine*“ deutet den Aufruf zur Einheit der Kirche“ als ursprüngliches Ende des Benedikt-Teils, „der in kurzen Sätzen seine Glaubenslehre formuliert“. Das darauf folgende letzte Kapitel sei wie eine Predigt und trage deutlich die Handschrift Franziskus. Dort heißt es: „Gott bereitet für sie eine Stadt“. Besonders eigenständig scheinen die Überlegungen über „eine tröstende Kraft im Leiden“ und die Beschreibung von Franz von Assisi und Mutter Teresa.¹⁰

„*Der Westen*“ und die „*Westdeutsche Allgemeine*“ sehen die „erste vierhändig geschriebene Enzyklika“ im Kontext vieler katholischer Revolutionen im Jahr 2013: Der erste freiwillige Papst-Rücktritt seit Jahrhunderten, die Wahl des ersten nicht europäischen Pontifex, dann die gewöhnungsbedürftige „Kohabitation“ zweier Päpste im Vatikan. Franziskus' Ergänzungen seien unverkennbar – dort, wo von der sozialen Funktion des Glaubens die Rede ist: „Der Glaube hilft uns, Entwicklungsmodelle zu finden, die nicht allein auf Nutzen und Profit gründen, sondern die Schöpfung als Gabe anerkennen, deren Schuldner wir alle sind. Er lehrt uns, gerechte Regierungsformen zu entwickeln und dabei anzuerkennen, dass die Autorität von Gott kommt“ (LF 55).¹¹

Pater Bernd Hagendkord S.J., Redaktionsleiter des deutschsprachigen *Vatican Radio*, zieht am 5. Juni das Resümee: „Es ist nicht ein Text des Theologen Joseph Ratzinger ... es ist ein neuer Stil, der diesen Text prägt, weniger zum Studium geeignet als mehr zur Meditation. Papst Franziskus, der in Predigten und Ansprachen immer wieder darauf zu sprechen kommt, dass die innere Haltung des Glaubens das Tun prägen müsse, hat mit dieser Enzyklika nun die

Grundlagen für sein weiteres Wirken dargelegt.“¹²

Der Vorsitzende der *Deutschen Bischofskonferenz*, Erzbischof Dr. Robert Zollitsch, bringt in seiner Würdigung die Enzyklika in Verbindung mit dem von Papst Benedikt am 16. Oktober 2011 ausgerufenen „Jahr des Glaubens“. „Das Jahr des Glaubens begann am 50. Jahrestag der Eröffnung des Zweiten Vatikanischen Konzils ... Das Zweite Vatikanische Konzil hat den Glauben innerhalb der menschlichen Erfahrung erstrahlen lassen und ist so die Wege des heutigen Menschen gegangen. Auf diese Weise ist sichtbar geworden, wie der Glaube das menschliche Leben in allen seinen Dimensionen bereichert“ (LF 6).¹³

Als eine Brücke zwischen Kirche und Welt und im innerkirchlichen Dialog hat der Präsident des *Zentralkomitees der deutschen Katholiken* (ZdK), Alois Glück, die Enzyklika bezeichnet. „Die Enzyklika verbindet den geistig, kulturellen Dialog in der Welt mit dem Auftrag, zu den Menschen zu gehen. Mit seinem Gang am Wochenende nach Lampedusa wird Papst Franziskus ganz unmittelbar und zeichenhaft eine Brücke bauen zwischen der Botschaft des Glaubens und den Realitäten der Welt.“¹⁴

Der *Catholica* - Beauftragte der *Vereinigten Evangelisch-Lutherischen Kirche* (VELKD), der braunschweigische Landesbischof Friedrich Weber, nimmt in der Evangelischen Zeitung für die Kirchen in Niedersachsen Stellung zur Enzyklika. Der Lehrtext sei ein zentrales Dokument für den ökumenischen Dialog. Anhand der Enzyklika ließen sich die „Gemeinsamkeiten fruchtbar und Wegmarken für den weiteren Prozess der ökumenischen Arbeit sichtbar machen“. Der Text zeige zeitkritisch den Verlust des Glaubens in modernen Gesellschaften auf und schildere es als vordringliche Aufgabe, das „Licht des Glaubens“ wiederzuentdecken.¹⁵

Für den *Bischof von Essen*, Dr. Franz-Josef Overbeck, atmet die Enzyklika „den Geist zweier Päpste und ist damit sozusagen eine Enzyklika auf vier Beinen“. Das letzte Kapitel zeige ganz praktisch, dass der Glaube

sehr deutlich mit der Alltagswirklichkeit des Menschen zu tun habe. „Das Regierungsprogramm von Papst Franziskus ist sein Lebensstil und seine Art der Verkündigung, und darin fügt sich alles ein.“¹⁶

Lesehilfe

„Das Licht des Glaubens“ besteht neben der Einleitung (1-7) und einem kurzen marianischen Schluss (58-60) aus vier Kapiteln. Fünfzig Anmerkungen aus der Tradition der Kirchenväter und der Konzilien mit Zeugnissen der Gegenwart belegen die Aussagen.

Einleitung (LF 1-7)

Um was geht es beim *Licht des Glaubens*, um ein *trägerisches Licht* oder um ein *Licht das wiederentdeckt werden muss*? Bibel und Tradition der Kirche weisen auf „das Licht, das in die Welt gekommen ist (Joh 12,46; 2 Kor 4,6). Den Christen ging es um Christus, die wahre Sonne. Für die neuen Zeiten erscheint der Glaube als ein trägerisches Licht gegen die Ebene des Wissens. Gesucht wird das objektive und gemeinsame Licht zur Erhellung des Weges, ein Licht, das wiederentdeckt werden muss. Benedikt XVI. hatte zum 50. Jahrestag der Eröffnung des 2. Vatikanum ein *Jahr des Glaubens* ausgerufen. Das *Konzil* hat „den Glauben innerhalb der menschlichen Erfahrung erstrahlen lassen und ist so die Wege des heutigen Menschen gegangen“ (LF 6). Papst Franziskus sieht sich in der Kontinuität des Lehramtes zur göttlichen Tugend „Glaube“ und erst recht als eine Ergänzung zu dem, „was *Benedikt XVI.* in den Enzykliken über die *Liebe* und die *Hoffnung* geschrieben hat. Er hatte eine erste Fassung einer Enzyklika über den Glauben schon nahezu fertig gestellt. Dafür bin ich ihm zutiefst dankbar. In der Brüderlichkeit in Christus übernehme ich seine wertvolle Arbeit und ergänze den Text durch einige weitere Beiträge“ (LF 7).

Erstes Kapitel (LF 8-22)

Wir haben die Liebe gläubig angenommen (vgl. 1 Joh 4,16)

Von Abraham, dem Vater des Glaubens und dem Glauben Israels geht es zur Fülle des christlichen Glaubens und der kirchlichen Gestalt des Glaubens. Die Enzyklika spricht vom Verlauf des Glaubens, den „zuerst im Alten Testament bezeugten Weg der gläubigen Menschen“ (LF 8). Der Gott Abrahams, Isaaks und Jakobs schließt mit den Menschen einen Bund als Ruf und Verheißung. In der Fortsetzung der Linie Abrahams öffnet sich Israel dem Handeln Gottes. Israels Glaubensbekenntnis erzählt vom Handeln Gottes. Alle Linien des Alten Testaments laufen in Christus zusammen. Sein Leben ist der äußerste Ausdruck der Liebe Gottes: „Wir haben die Liebe, die Gott zu uns hat, erkannt und gläubig angenommen“ (1 Joh 4,16a – vgl. auch DEUS CARITAS EST, Einführung und 16 f.) Die Verlässlichkeit der Liebe Christi findet sich in seinem Tod für die Menschen. „Unsere Kultur hast die Wahrnehmung dieser konkreten Gegenwart Gottes, seines Handelns in der Welt verloren“ (LF 17). Es geht darum, mit den Augen Jesu zu sehen. „Wir haben Vertrauen zu dem Architekten, der unser Haus baut, zu dem Apotheker, der uns das Medikament zur Heilung anbietet, zu dem Rechtsanwalt, der uns vor Gericht verteidigt. Wir brauchen auch einen, der glaubwürdig ist und kundig in den Dingen Gottes. Jesus, der Sohn Gottes, bietet sich als derjenige an, der uns Gott ‚erklärt‘“ (vgl. Joh 1.18) (LF 18). Das Heil durch den Glauben besteht in der Anerkennung des Vorrangs der Gabe Gottes, wie der heilige Paulus zusammenfasst: „Denn aus Gnade seid ihr durch den Glauben gerettet, nicht aus eigener Kraft – Gott hat es geschenkt“ (Eph 2.8). Es geht um die Gegenwart Christi im Christen. Er wohnt in unseren Herzen durch den Heiligen Geist. Er schenkt uns das Licht, „das den Anfang und das Ende des Lebens erhellt, den ganzen Bogen des Weges des Menschen“ (LF 20). Es geht um

das paulinische Bild des Leibes als lebendige Einheit Christi mit den Gläubigen und aller Gläubigen untereinander (Röm 12,3). Die Enzyklika spricht von der notwendigen kirchlichen Gestalt des Glaubens. Einmal gehörtes Wort Christi wird selbst verkündetes Wort: „Mit dem Herzen glauben und mit dem Mund bekennen“ (Röm 10,10). Die Mahnung des Paulus fehlt nicht: „Wie sollen sie an den glauben, von dem sie nichts gehört haben? Wie sollen sie hören, wenn niemand verkündigt“ (Röm 10,14).

Zweites Kapitel (LF 23–37)

Glauabt ihr nicht, so versteht ihr nicht (vgl. Jes 7,9)

Die Enzyklika sieht die Themen „Glaube und Wahrheit“ und „die Erkenntnis der Wahrheit und die Liebe“. Der Glaube als Hören und Sehen führt zum „Dialog zwischen Glaube und Vernunft“. Dem „Glauben und der Suche nach Gott“ folgt der Blick auf Glaube und Theologie.

Glaube ohne Wahrheit rettet nicht. Ist Wahrheit nur die mit Wissenschaft konstruierte Technologie, Funktionen, die das Leben bequemer und müheloser machen? Oder ist sie nur die Wahrheit des Einzelnen, die darin besteht, authentisch zu sein gegenüber dem, was jeder innerlich empfindet? Gemeint ist vielmehr die große Wahrheit, die Wahrheit, die das Ganze des persönlichen und gesellschaftlichen Lebens erklärt gegen allen Relativismus ohne Gott. Die Wahrheit ist „eine Frage nach dem Ursprung von allem, in dessen Licht man das Ziel und so auch den Sinn des gemeinsamen Weges sehen kann“ (LF 25). Das Pauluswort, dass man „mit dem Herzen glaubt“ (Röm 10,10) sieht die Verflechtung des Glaubens mit der Liebe. Diese Liebe wird nicht reduziert auf ein Gefühl. „Ohne Liebe wird die Wahrheit kalt, unpersönlich und erdrückend für das konkrete Leben.“ Paulus formuliert: „Der Glaube kommt vom Hören“ (Röm 10,17). Mit dem Hören des Wortes Gottes verbindet sich der Wunsch, ihn zu

sehen. Das Hören bestätigt die persönliche Berufung; das Sehen bietet die volle Sicht des gesamten Weges. „Der religiöse Mensch versucht, die Zeichen Gottes in den täglichen Erfahrungen seines Lebens zu erkennen, im Kreislauf der Jahreszeiten; in der Fruchtbarkeit der Erde und in der ganzen Bewegung des Kosmos“ (LF 35). Das Beispiel der Sterndeuter (Mt 2,1–12) führt zu den Menschen, die gerne glauben möchten und unaufhörlich auf der Suche sind. „Wer sich aufmacht, um Gutes zu tun, nähert sich bereits Gott und wird schon von seiner Hilfe unterstützt“ (ebd.). Und zur Theologie heißt es, „dass Theologie ohne Glauben unmöglich ist und dass sie zur Bewegung des Glaubens selbst gehört ... Zur Theologie gehört daher die Demut, sich von Gott anrühren zu lassen, die eigenen Grenzen gegenüber dem göttlichen Geheimnis zu erkennen ... Die Theologie teilt ferner die kirchliche Gestalt des Glaubens“ (LF 36).

Drittes Kapitel (LF 37–49)

Ich überliefere euch, was ich empfangen habe (vgl. 1 Kor 15,3)

Zunächst geht es im dritten Kapitel um die „Kirche, Mutter des Glaubens“. Dazu gehören die „Sakramente und die Weitergabe des Glaubens“. Weiter wirft die Enzyklika einen Blick auf „Glaube, Gebet und Dekalog“ sowie „die Einheit und Unversehrtheit des Glaubens“.

„Der Glaube wird sozusagen in der Form des Kontakts von Person zu Person weitergegeben“ (LF 37). Hinzu kommt die Achse der Zeit von Generation zu Generation mittels einer ununterbrochenen Kette von Zeugnissen. Erwähnt werden die Eltern und das einzigartige Subjekt des Gedächtnisses, die Kirche. „Es ist unmöglich, allein zu glauben“ (LF 39). „Der Glaube öffnet sich von Natur aus auf das ‚Wir‘ hin und vollzieht sich immer in der Gemeinschaft der Kirche“ (ebd.) Ihre Sakramente sind die Sakramente des Glaubens. Der Glaube hat eine sakramentale Struktur. An erster Stel-

le steht die Taufe als Eintritt in die kirchliche Gemeinschaft. Es geht um das Zusammenwirken von Kirche und Familie bei der Weitergabe des Glaubens. „Diese Grundorientierung wird dann im Sakrament der Firmung mit dem Siegel des Heiligen Geistes weiter gestärkt“ (LF 43). „Die sakramentale Struktur des Glaubens findet in der Eucharistie ihren höchsten Ausdruck“ (LF 44). Katechese und Glaubensbekenntnis, aber auch die zehn Gebote und die Evangelisierung sind dabei von großer Bedeutung. Vaterunser und das Gebet überhaupt sind zentrale Schätze der Kirche. Für die unverehrte Weitergabe des Glaubens trägt der Dienst des Amtes auch in der apostolischen Sukzession Verantwortung.

Viertes Kapitel (LF 50–57)

*Gott bereitet für sie eine Stadt
(vgl. Hebr 11,16)*

Die Enzyklika – und hier wohl mehr mit der Handschrift von Papst Franziskus – geht es im Kontext des Glaubens um das Gemeinwohl, die Familie und das Leben in der Gesellschaft. Der letzte Abschnitt bezeichnet den Glauben als „eine tröstende Kraft im Leiden“.

Auf der Basis des Hebräerbriefes bezieht sich der Glaube auf eine Stadt, die Gott für den Menschen vorbereitet – wie Noach in der Arche seine Familie rettet und Abraham, der in Zelten wohnt, weil er eine Stadt mit festen Grundmauern erwartete. So erleuchtet der Glaube „auch die zwischenmenschlichen Beziehungen, weil er aus der Liebe kommt und der Dynamik der Liebe folgt“ (LF 50). Die Enzyklika sieht das Licht des Glaubens im konkreten „Dienst der Gerechtigkeit, des Rechts und des Friedens“ (LF 51). Der Glaube hilft, „unsere Gesellschaften so aufzubauen, dass sie einer Zukunft voll Hoffnung entgegengehen“ (ebd.). „Die Hände des Glaubens erheben sich zum Himmel, aber gleichzeitig bauen sie in der Liebe eine Stadt auf, die auf Beziehungen gründet, deren Fundament die

Liebe Gottes ist“ (ebd.). Die Familie wird als erster Bereich bezeichnet, in dem der Glaube die Stadt der Menschen erleuchtet. Papst Franziskus denkt zunächst an die „dauerhafte Verbindung von Mann und Frau in der Ehe ... als Zeichen und Gegenwart der Liebe Gottes“ (LF 52). „Eine Liebe zu versprechen, die für immer gilt, ist möglich, wenn man einen Plan entdeckt, der größer ist als die eigenen Pläne, der uns trägt und erlaubt, der geliebten Person die ganze Zukunft zu schenken“ (ebd.). Alle Lebensalter werden beleuchtet, von den Kindern über die jungen Menschen – als Beispiel die Weltjugendtage – bis zur sozialen Funktion Glaubens in der Gesamtfamilie mit allen sozialen Beziehungen. Gesprochen wird von der wahren Wurzel aller Geschwisterlichkeit: So lehrt der Glaube, „uns zu sehen, dass in jedem Menschen ein Segen für mich gegeben ist, dass das Licht des Antlitzes Gottes mich durch das Gesicht des Bruders erleuchtet“ (LF 54). Ein ganzer Abschnitt wendet sich im Kontext mit der Stadt des Menschen der Natur zu. Der Glaube hilft, „Entwicklungsmodelle zu finden, die nicht allein auf Nutzen und Profit gründen, sondern die Schöpfung als Gabe aberkennen, deren Schuldner wir alle sind“ (LF 55). Von der Möglichkeit der Vergabung im Licht des Glaubens geht es zur Aufforderung des Glaubensbekenntnisses der Christinnen und Christen: „Sind es vielleicht wir, die wir uns schämen, Gott unseren Gott zu nennen“ (ebd.)? Das Licht des Glaubens kennt auch schmerzliche Prüfungen. „Der Christ weiß, dass das Leiden nicht beseitigt werden, aber einen Sinn erhalten kann, dass es zu einem Akt der Liebe und des Sich-Anvertrauens in die Hände Gottes ... werden kann“ (LF 56). Papst Franziskus spricht von den Leidenden als Mittlern des Lichts: „So der Leprakranke für den heiligen Franz von Assisi oder für die selige Mutter Teresa von Kalkutta ihre Armen“ (LF 57).

Die zwei letzten Kapitel (LF 58; 59) beschreiben im Licht des Glaubens Maria, in der sich die lange Geschichte des Glaubens erfüllt hat: „Selig, die geglaubt hat“ (vgl. Lk 1,45). Die Enzyklika endet mit der Auffor-

derung: „Im Gebet wenden wir uns an Maria, die Mutter der Kirche und die Mutter unseres Glaubens“ (LF 60). Auch hier ist die Handschrift von Papst Franziskus deutlich:

„Hilf, o Mutter, unserem Glauben! Öffne unser Hören dem Wort, damit wir die Stimme Gottes und seinen Anruf erkennen. Erwecke in uns den Wunsch, seinen Schritten zu folgen, indem wir aus unserem Land wegziehen und seine Verheißung annehmen. Hilf uns, dass wir uns von seiner Liebe anrühren lassen, damit wir ihn im Glauben berühren können. Hilf uns, dass wir uns ihm ganz anvertrauen, an seine Liebe glauben, vor allem in den Augenblicken der Bedrängnis und des Kreuzes, wenn unser Glaube gerufen ist zu reifen. Säe in unseren Glauben die Freude des Auferstandenen. Erinnere uns daran: Wer glaubt, ist nie allein. Lehre uns, mit den Augen Jesu zu sehen, dass er Licht sei auf unserem Weg; und dass dieses Licht des Glaubens in uns immerfort wachse, bis jener Tag ohne Untergang kommt, Jesus Christus selbst, dein Sohn, unser Herr“ (ebd.).

Hinweise und Fragen

Es macht Sinn, trotz der „Enzyklika der vier Hände“ oder „auf vier Beinen“ (Bischof Dr. Overbeck) sowohl den Zusammenhang mit den Enzykliken Benedikt XVI. über die Liebe und die Hoffnung als auch den Kontext mit Franziskus bis heute zu sehen. Nimmt man das apostolische Lehrschreiben von Franziskus „Evangelii Gaudium“ über die Verkündigung des Evangeliums in der Welt von heute hinzu, gewinnt der neue Papst schnell an Profil. In der „Freude des Glaubens“ sind die Vorschläge der Bischofssynode von 2012 mit seinen eigenen „aktuellen Besorgnissen“ zusammengefasst.

Jetzige Hinweise zur Glaubenszyklika brauchen also den Kontext heute und morgen.

Interessant scheint das Erscheinen der Enzyklika im Jahr des Glaubens zum 50. Jahrestag der Eröffnung des 2. Vatikani-

schen Konzils am 11. Oktober 1962. Die Enzyklika greift die „Wege des heutigen Menschen (LF 6) auf und sieht im Glauben das menschliche Leben in allen seinen Dimensionen bereichert“ (ebd.). Übersehen werden darf nicht die Bemerkung: „Unsere Kultur hat die Wahrnehmung dieser konkreten Gegenwart Gottes, seines Handelns in der Welt verloren“ (LF 17). Dazu gehört die Mahnung des Paulus „Wie sollen sie an den glauben, von dem sie nichts gehört haben? Wie sollen sie hören, wenn niemand verkündigt“ (Röm 10,14)? Welche Bedeutung hat das für die schwindende Struktur unserer Pfarreien mit ihren Gemeinden, Filial- und weiteren Kirchen?

Der enge Blick auf das Quartier und die Lebenswelt unserer Dienste und Einrichtungen sieht nicht mehr Bistum, Kirchenprovinz, Landes- und Weltkirche. Die Glaubenszyklika spricht von der notwendigen kirchlichen Gestalt des Glaubens (LF 22). Gerade in der Organisation der Liebe (Dce 20) schwindet, dass Verkündigung, Sakramente und Caritas zusammengehören. Wer kümmert sich missionarisch um Ehrenamt und Freiwilligkeit? Wer sammelt die glaubwürdigen Zeuginnen und Zeugen Jesu Christi im Tun, im Reden, im Schweigen und beispielhaft?

Wer nach Römer 10,10 „mit dem Herzen glaubt“ (LF 26) braucht Herzensbildung (Dce 31a). Wer führt beispielsweise die Mitarbeiterinnen und Mitarbeiter in der organisierten Caritas zu „jener Begegnung mit Gott in Christus, die in ihnen die Liebe weckt und ihnen das Herz für den Nächsten öffnet“ (ebd.). Provozierend scheint mir auch die Bemerkung von der ohne Glauben unmöglichen Theologie. Die „Demut, sich von Gott anrühren zu lassen, die eigenen Grenzen gegenüber dem göttlichen Geheimnis zu erkennen“ (LF 36). gehört ebenso auf den Prüfstand als auch die Behauptung: „Die Theologie teilt ferner die kirchliche Gestalt des Glaubens“ (ebd.).

Welche Bedeutung hat das Kapitel „Gott bereitet für sie eine Stadt“ (LF 37-49) für Dialogprozesse und Visionen zukunftsfähiger Kirche? Gibt es diese Erfahrung von

Kirche, die durch die Kreativität vieler Christinnen und Christen vor Ort zum Leben erweckt wird? Für mich weist der konkrete „Dienst der Gerechtigkeit, des Rechts und des Friedens“ (LF 51) deutlich auf die caritative Diakonie in der Gesellschaft. Vermissen wird der Eine oder die Andere sicher beim Focus Familie die Wirklichkeit nicht nur bei wieder verheiratet Geschiedenen, sondern auch anderer Beziehungsmodelle. Es hätte sicher etwas in dieser vierhändigen Enzyklika gefehlt, wären nicht Franziskus von Assisi und Mutter Teresa als Option für Arme und Kranke genannt worden. Bewegt hat mich der Franziskus-Appell: „Sind es vielleicht wir, die wir uns schämen, Gott unseren Gott zu nennen? Sind wir es, die ihn als solchen in unserem Leben in der Öffentlichkeit nicht bekennen und die Größe des Lebens in der Gemeinschaft nicht darstellen, die er möglich macht?“ (LF 55).

Anmerkungen:

- ¹ Benedikt XVI., DEUS CARITAS EST – Gott ist die Liebe, Antrittsenzyklika 25. Dezember 2005 (im Folgenden Dce).
- ² Benedikt XVI., SPE SALVI – Auf Hoffnung gerettet 30. November 2007.
- ³ Franziskus, LUMEN FIDEI – Licht des Glaubens 29. Juni 2013 (im Folgenden LF).
- ⁴ KNA Katholische Nachrichtenagentur 13. Juni 2013 15:55.
- ⁵ spiegel.de/panorama/papst-franziskus-und-benedikt-xvi-gemeinsame-enzyklika-a-909607.html.
- ⁶ Kölnische Rundschau 13. Juni 2013.
- ⁷ Rheinische Post 13. Juni 2013.
- ⁸ Westfalenpost 13. Juni 2013.
- ⁹ Süddeutsche Zeitung 13. Juni 2013.
- ¹⁰ FAZ 06. Juli 2013.
- ¹¹ Dominik Straub, westen.de/kultur, WAZ 13. Juni 2013.
- ¹² rv 05.06.2013.
- ¹³ Deutsche Bischofskonferenz, Pressemeldung 105 vom 05.07.2013.
- ¹⁴ ZDK Newsletter vom 05.07.2013.
- ¹⁵ epd und Evangelische Zeitung für die Kirchen in Niedersachsen 16. Juli 2013.
- ¹⁶ Bistum Essen / KNA 09. Juli 2013.
- ¹⁷ vgl. Zukunftsbild Bistum Essen 2013.

Ralph Sauer

Einheit der Vielfalt

Ein Beitrag zum Kirchenverständnis

1. Plädoyer für den Pluralismus

In der evangelischen Monatszeitschrift „Chrismon“, die der F.A.Z beigelegt wird, erschien zur Einstimmung auf den Evangelischen Kirchentag in Hamburg (1.-5.5.2013) ein Beitrag aus der Feder des Hamburger Hauptpastors und Propstes, Johannes Hinrich Claussen, in dem er ausführt: „Manchmal fühle ich mich in meiner Kirche seltsam einsam - immer dann wenn ansonsten geschätzte Mitmenschen von der Einheit zu schwärmen beginnen, wenn sie für eine ‚sichtbare Einheit der Christen‘ beten, nach der sie sich dringlich sehnen ... Das Wort ‚Einheit‘ lässt mich kalt. Vielleicht liegt es daran, dass ich so protestantisch bin. Denn Protestantismus ist erkämpfte und genossene Vielheit ... Sie ist geprägt von immer neuen religiösen und kulturellen Unterschieden. Sinn und Geschmack für die fast unendlichen religiösen Möglichkeiten heute zu entwickeln, reizt mich.“ Er freue sich schon auf das „Fest der Vielheit“, dabei denkt er nicht nur an die Vielfalt der christlichen Konfessionen, sondern auch an die Vielfalt der Religionen und Weltanschauungen, der wir in einer Weltstadt wie Hamburg auf Schritt und Tritt begegnen. Er plädiert für die Anerkennung anderer Auffassungen und deren Charismen, was mehr ist als bloße Toleranz, versteht er sich doch als „aufgeklärter Protestant“.

Auf dieses befremdliche Plädoyer für die unendliche Vielfalt an religiösen Ausdrucksmöglichkeiten hätte man empörte Leserzuschriften erwarten können. Das Gegenteil war aber der Fall, die wenigen veröffentlichten Lesermeinungen waren zustimmender Art. Er muss wohl ein Grundgefühl protestantischer Toleranz und Pluralis-

musfähigkeit in seinem Plädoyer seismographisch angesprochen haben. Allerdings wird auf diese Weise das protestantische Profil nicht geschärft, sondern verwässert und unkenntlich gemacht, geschweige denn die Wahrheitsfrage aufgeworfen. Sie erweist sich eher als Störfaktor im interreligiösen Gespräch und muss daher zum Schweigen gebracht werden. Angesichts einer solchen Position darf man sich nicht wundern, wenn es innerhalb des Protestantismus eine Vielzahl von sog. Denominationen gibt, weit über 300. Und diese Zahl vermehrt sich von Jahr zu Jahr. Die Missionare fühlen sich in ihrer Verkündigungstätigkeit in Frage gestellt angesichts der beklagenswerten Aufsplitterung der Christenheit. Diese stellt die Authentizität ihres Zeugnisses und die Wahrhaftigkeit des Evangeliums in Frage.

2. Biblische Anhaltspunkte für den Pluralismus

Nun kann sich der evangelische Theologe in einem gewissen Maße auf Aussagen der Bibel, speziell des Ersten Testaments, berufen. Im Buch Genesis wird in der so genannten Völkertafel (Gen 10, 1- 32) der Reichtum der verschiedenen Völker, der sich in Sprachen und Denkgewohnheiten ausdrückt, als Ausfluss des göttlichen Schöpfungssegens verstanden. Die Mannigfaltigkeit der Sprachen erweist sich als Spiegelbild des göttlichen Reichtums.¹ In diesem Lichte muss auch die Erzählung vom Turmbau zu Babel (Gen 11, 1-9) gelesen werden, die so oft missverständlich interpretiert wurde. Die Vielfalt der Sprachen ist kein Fluch und nicht die göttliche Strafe für die Vermessenheit der Menschen, die einen Turm bis in den Himmel bauen wollten. Sie ist vielmehr eine Frucht des göttlichen Segens, der die Menschen beauftragt hat, zu wachsen und sich zu vermehren (Gen 8, 17). So urteilt Benno Jacob: „Die Zerstreung der Menschen über die Erde war eine unausbleibliche Erfüllung des göttlichen Segens.“² Der Sinn der Er-

zählung sei vielmehr „die Verurteilung eines extremen Zentralismus.“³ Der Turm ist Sinnbild für die Konzentration der Herde, die sich in der Masse geborgen fühlt.

Andererseits duldet das Erste Testament seit dem Babylonischen Exil keinen Pluralismus in der Gottesbeziehung, es tritt für einen radikalen Monotheismus ein, der keine fremden Götter duldet. Hier ist kein Platz für einen religiösen Pluralismus, wie ihn der Hamburger evangelische Theologe propagiert. Es fällt überhaupt auf, dass in dem oben zitierten Artikel kein Versuch unternommen wird, die dort vertretene Position mit Rückgriff auf die Bibel zu begründen. Das ist für einen evangelischen Theologen, der evangelische Theologie an der Universität Hamburg lehrt, höchst ungewöhnlich. Im Neuen Testament stoßen wir auf Äußerungen Jesu, die das Schwergewicht eindeutig auf die Einheit der Gläubigen legt. So heißt es im sog. Hohepriesterlichen Gebet bei Johannes: „Alle sollen eins sein: Wie du, Vater, in mir bist und ich in dir, so sollen auch sie in uns eins sein, damit die Welt glaubt, dass du mich gesandt hast ... So sollen sie vollendet sein in der Einheit, damit die Welt erkennt, dass du mich gesandt hast und die Menschen ebenso geliebt hast wie mich“ (Joh 17,21 und 23 b). Und im Epheserbrief heißt es unüberhörbar: „Ich ermahne euch ... Setzt euch dafür ein, eure geistliche Einheit durch das Band des Friedens zu bewahren: ein Leib und ein Geist, ein Herr, ein Glaube, eine Taufe, ein Gott als der Vater aller“ (Eph 4,1-5). Deutlicher kann der Appell zur Einheit nicht zum Ausdruck gebracht werden. Schließlich handelt es sich beim Hohepriesterlichen Gebet um das Testament Jesu, und ein Testament nimmt die Hinterbliebenen ganz besonders in die Pflicht, für seine Erfüllung zu sorgen. Wenn der evangelische Geistliche nicht mehr an der „sichtbaren Einheit der Christen“ interessiert ist - und das ist doch das Anliegen der ökumenischen Bewegung -, dann kann er sich bis zu einem gewissen Grade auf Martin Luther berufen. Für den Reformator ist die Kirche als Gemeinschaft der Heiligen „eigentlich eine geistliche Ge-

meinschaft und als solche unsichtbar und nur für den Glauben sichtbar", wie er in der Schrift „De servo arbitrio“ ausgeführt hat.⁴ Die unsichtbare Geist- oder Liebeskirche – die Versammlung der Heiligen und wahrhaft Glaubenden – existiert aber nicht getrennt von der sichtbaren Amtskirche, sondern in ihr.⁵

Folgt man dem Appell zur Aufgabe der sichtbaren Einheit aller Getauften, dann müssten wir jegliche ökumenische Bemühungen aufgeben und statt dessen den interreligiösen Dialog pflegen, obwohl das keine echte Alternative darstellt, beides ist geboten. In diesem Sinne hat ja auch die evangelisch-lutherische Kirche in Hamburg sich vom konfessionellen Religionsunterricht verabschiedet und an seine Stelle einen „Religionsunterricht für alle“ eingeführt.

Gottlob!, gibt es noch genügend Christen in allen Kirchen, die unter der bis heute andauernden Spaltung der Christenheit leiden, sie erblicken darin eine offene Wunde am Leibe Christi und bemühen sich um die sichtbare Einheit der auf Jesus Christus Getauften. Gerade wer an einem ernsthaften interreligiösen Austausch interessiert ist, muss die Voraussetzungen dafür schaffen, indem er sich um die Einheit der christlichen Gesprächspartner bemüht. In einer Zeit, da wir mit einer Vielzahl von Religionen und Weltanschauungen konfrontiert werden, können wir uns Christen ein Fortbestehen der Trennung nicht mehr leisten. Der bekannte evangelische Ökumeniker Erzbischof Nathan Söderblom aus Schweden hat einmal zutreffend gesagt: „Die moderne Welt ist zu stark für eine getrennte Christenheit.“

3. Die Notwendigkeit der Einheit der Kirche

Im Großen Credo bekennen wir: „Ich glaube an die eine, heilige, katholische und apostolische Kirche.“ Soll dies mehr als ein bloßes Lippenbekenntnis sein, dann müssen wir dem Glauben an die eine, von Christus

gestiftete Kirche mehr Gewicht beimessen. Wir Katholiken betonen mit Recht die Forderung nach einer sichtbaren Einheit aller auf den Namen Jesu Christi Getauften und geben uns nicht mit einer imaginären unsichtbaren Kirche zufrieden; denn der christliche Glaube ist ein geschichtlicher, der sichtbare Züge trägt. Uns ist an dem Einssein aller Christen gelegen. Der Garant dieser Einheit ist für uns der Nachfolger des Petrus, der Inhaber des Petrusamtes, der die Aufgabe hat, die Schwestern und Brüder im Glauben zu stärken und sie zusammenzuhalten. Diese Aufgabe hat der Herr dem Petrus übertragen mit der Aufforderung: „Weide meine Lämmer“ (Joh 21,15 c)! In ihm erblicken wir das Einheit stiftende und bewahrende Element der Kirche, auf das wir nicht verzichten können. Allerdings hat das letzte Konzil das Petrusamt eingebunden in die Kollegialität mit den Bischöfen, um so die Fokussierung auf eine Person zu vermeiden (des Papstes für die Gesamtkirche und des Bischofs für seine Diözese) und um das spannungsvolle Verhältnis von Papst und Bischöfen in ein neues Gleichgewicht zu bringen.⁶ Leider ist der Gedanke der Kollegialität zwischen dem Papst und den Bischöfen in der nachkonziliaren Ära nicht weiter aufgegriffen worden. Es besteht aber Hoffnung, dass Papst Franziskus den Ortskirchen mehr Gewicht beimessen wird.⁷ In jüngster Zeit wird die Forderung nach stärkerer Berücksichtigung synodaler Elemente in der Kirche erhoben, wie sie in den orthodoxen Kirchen seit eh und je praktiziert wird. Auf diese Weise kann den nationalen und kontinentalen Bischofskonferenzen mehr Mitbestimmung eingeräumt werden. Einer der eifrigsten Verfechter dieses Gedankens ist der römische Kurienkardinal Walter Kasper, der ein angesehenen Theologe ist, und dessen Wort auch in Rom Gewicht hat. Diese Überlegungen haben jüngst durch die Predigt des Papstes Franziskus am Fest Peter und Paul im Petersdom neue Nahrung erhalten. Unter anderem führte er aus: „Wir müssen die Synode der Bischöfe in Harmonie mit dem Primat des Papstes entwickeln; wir müssen

in Synodalität wachsen.“ Auch wenn die Aufgabe des Papstes darin besteht, die Kirche in Glaube, Liebe und Einheit zu stärken, bedeute Einheit nicht Einförmigkeit. „Eins in der Verschiedenheit: Das ist Jesu Weg.“⁸

4. Einheit in Vielfalt

Betont man zu sehr die Einheit, dann droht die Gefahr, dass diese Einheit als Uniformität missverstanden wird und alle Unterschiede nivelliert werden. In der Theologie hat man dies lange Zeit praktiziert, indem man den Thomismus (genauer die thomatische Theologie der Neuscholastik) als theologisches System für die ganze Kirche als verbindlich erklärt hat. Erst mit dem II. Vatikanischen Konzil endet die Vorherrschaft einer bestimmten, von Europa beherrschten theologischen Schule; denn inzwischen haben sich auf den einzelnen Kontinenten indigene Theologien entwickelt, die den Erfordernissen und Mentalitäten der einzelnen Regionen und Kontinente besser zu entsprechen versuchen. Beispielsweise hat sich in Südamerika auf dem Hintergrund der zum Himmel schreienden Armut die Theologie der Befreiung etabliert, die anfangs von Rom sehr kritisch betrachtet und unterdrückt wurde. Inzwischen hat sich aber hier eine differenziertere Sichtweise durchgesetzt. Die südamerikanische Theologie hat die Armen zum theologischen Ort erklärt, denn sie sind „das Bild dessen, der sie gegründet hat und selbst ein Armer und Leidender war.“⁹ Papst Franziskus hat sich diese theologische Sichtweise zueigen gemacht hat, auch wenn er sich nicht als Vertreter der Befreiungstheologie versteht. Er ist aber ein Anhänger eines befreiungstheologischen Ansatzes, der stärker von der „Theologie des Volkes Gottes“ ausgeht und daher der Volksfrömmigkeit größeres Gewicht beimisst. Die Armut spielt in seinem Verständnis als Bischof von Rom eine zentrale Rolle. In all seinen Verlautbarungen kommt das unüberhörbar zum Ausdruck. Das Evangelium sind die Armen, dieser Ausspruch wird ihm zugeschrieben.

Ein letzter Versuch, für die gesamte Kirche ein verbindliches Glaubensbuch herauszugeben, stellt der „Katechismus der katholischen Kirche“ dar, erschienen 1993. Ihm ist kein Erfolg beschieden gewesen; denn das Unterfangen scheiterte an den unterschiedlichen Bedürfnissen und Denkformen in einer Kirche mit 1,2 Milliarden Getauften, die man nicht auf einen einheitlichen Nenner bringen kann. Die Folge ist gewesen, dass er in der pastoralen Praxis so gut wie keine Verwendung findet. Da nützt auch eine jugendgemäße Kurzfassung in Gestalt des „Youcat“, der 2011 erschien, wenig; denn auch dieser krankt am selben Geburtsfehler. Wenn der Katechismus noch eine zeitgemäße Form der Glaubensbildung sein soll, dann muss es dafür regionale und kontinentale Kompendien des Glaubens geben. Nur so kann die Inkulturation des Glaubens in die pluralen Lebenssituationen gelingen.

Die Liturgie ist ein Beispiel, wie in der Weltkirche den unterschiedlichen Erfordernissen Rechnung getragen werden kann. Die Liturgiekonstitution des II. Vatikanischen Konzils hat dies ausdrücklich hervorgehoben in den Artikeln 37-40. Im Artikel 37 heißt es: „In den Dingen, die den Glauben oder das Allgemeinwohl nicht betreffen, wünscht die Kirche nicht eine starre Einheitlichkeit der Form zur Pflicht zu machen, nicht einmal in ihren Gottesdiensten; im Gegenteil pflegt und fördert sie das glanzvolle geistige Erbe der verschiedenen Stämme und Völker ... Ja, zuweilen gewährt sie ihm Einlass in die Liturgie selbst, sofern es grundsätzlich mit dem wahren und echten Geist der Liturgie vereinbar ist.“¹⁰ Dementsprechend gibt es in der katholischen Kirche unterschiedliche Ausprägungen des Gotteslobes. 20 verschiedene Riten spiegeln die pluralen Mentalitäten und Denkformen wider, die uns in der Universalkirche begegnen. Dabei ist die Substanz des Gottesdienstes erhalten geblieben, so dass man sich überall zu Hause fühlt, wohin immer eine die Reise führt, auch wenn die Sprache fremd bleibt. Gleichwohl tut sich die Kirche immer wieder schwer, eine le-

gitime Vielfalt an Riten in der Praxis anzuerkennen. Ein Beispiel aus der Gegenwart möge das verdeutlichen, es stammt aus einigen Regionen Afrikas. Hier ist die Hirse das Grundnahrungsmittel, während Brot eingeführt werden muss, und das ist kostenaufwendig. Aus diesem Grund haben die Bischöfe der betroffenen Regionen in Rom den Antrag gestellt, statt Brot Hirse bei der Eucharistiefeier verwenden zu dürfen. Der Antrag wurde mit Hinweis auf die biblische Tradition abgewiesen. Müssen nicht die Einheimischen hier den Eindruck gewinnen, dass die Form des Gottesdienstes nicht ihren Traditionen entspricht, sondern eine fremde Form ihnen aufgezwungen wird. So kann die „Inkulturation der Liturgie“ (K. Rahner) in eine fremde Kultur kaum gelingen.

Ein Verdienst des zurückliegenden Konzils ist, dass hier mit der „Monotonie des Katholischen“ gebrochen wurde, welche das konfessionale Zeitalter im 19. und 20. Jahrhundert beherrscht hat. Man hat die Pluralität des Katholischen wieder entdeckt, wie es der Tradition der mittelalterlichen Kirche entsprach. Man „denkt katholische Identität wieder als Inklusion von Vielfalt. Freilich versteht das Konzil diesen formalen ‚Bruch‘ als Wieder-Entdeckung des ursprünglich Katholischen im Sinne von *ressourcement* (Rückbesinnung) und *aggiornamento* (Öffnung).“¹¹ Es fand eine „Schleifung der Bastionen“ des traditionell als katholisch Verstandenen zugunsten des wirklich Katholischen statt. Dies kam schon in der Konzilsrede von Kardinal Josef Frings im Dezember 1962 zum Ausdruck.

Bei aller Notwendigkeit, die Einheit der Gläubigen auf der ganzen Erde zu wahren und zu festigen, dürfen wir nicht den Blick für die Berechtigung pluralen Lebens in der Kirche verlieren. Sie erst gewährleistet ein lebendiges, farbenreiches Leben in der Weltkirche. Die Balance zwischen Einheit und Vielfalt ist uns aufgegeben, dabei darf kein Pol zu Lasten des anderen überbetont werden. Erst die Einheit in der gebotenen Vielfalt garantiert eine lebendige, zukunftsorientierte Kirche, die den

Menschen dient, in der diese sich zu Hause fühlen können. Der Turmbau zu Babel muss uns als Warnung dienen; denn auch hier wurde versucht, alles bis zur Sprache hin zu vereinheitlichen, um so ein Machtzentrum zu schaffen. Gott aber will eine dienende Kirche, will Vielfalt; denn dazu hat er die verschiedenen Gnadengaben verliehen, ohne dass damit die Notwendigkeit der Einheit in Frage gestellt werden soll.

Anmerkungen:

- ¹ Vgl. W. Zimmerli, 1 Mose 1-10. Urgeschichten, Zürich 4. Aufl. 1984, 380.
- ² B., Jacob, Geneseis, Stuttgart 2000, 301.
- ³ Ebd. 302.
- ⁴ H. G., Pöhlmann, Abriß der Dogmatik Gütersloh 3. Aufl. 1980, 284.
- ⁵ Vgl. Apologia VII 19; VII 1-29.
- ⁶ Vgl. dazu: K. Schatz, ‚Drei Vorträge über das II. Vatikanische Konzil, 3. Beginn einer neuen Epoche? Ergebnis und ungelöste Probleme, in: Christophorus Nr. 2 / 58. Jahrgang, 2. Vierteljahr 2013, 69-77, hier 72.
- ⁷ Vgl. J. Erbacher, Papst Franziskus, München 2013.
- ⁸ Zitiert nach der F.A.Z. 1. Juli 2013 Nr. 149, Seite 6.
- ⁹ Lumen Gentium 8.
- ¹⁰ SC 37.
- ¹¹ J. Rahner, Weder Bruch noch stets das Gleiche. Relecture des Zweiten Vatikanischen Konzils im heutigen kirchlichen Kontext, in: debatte. Sonderheft zur Ausgabe 3/2013, 19.

Eine Reflexion auf Männer-Spiritualität(en)

Spurensuche anhand eines Romans

Um die Frage nach der Männer-Religiosität und -Spiritualität fortlaufend in den Blick nehmen zu können, wird hier vorgeschlagen, eine eher populäre Quelle zur Männer-Religiosität bzw. -Spiritualität zu berücksichtigen: aktuelle Romane männlicher Autoren, in denen mal als kurze Nebenbemerkung, mal als Abschnitt oder nur als Randthema die Religiosität und Spiritualität von Männern angesprochen wird. Dabei ist insbesondere interessant, was die Autoren ihren männlichen Romanfiguren in den Mund legen. (Selbstverständlich sind auch Gedichte, Lieder und andere literarische Formen sehr beachtenswert.)

„Damals, am Meer“

Beispielhaft soll der Roman „Damals am Meer“ von Marco Balzano (Antje Kunstmann Verlag, München 2011, übers. v. Maja Pflug; Titel der Originalausgabe: *Il figlio del figlio*, Rom 2010) betrachtet werden.

Der Roman wird im Folgenden durch zehn ausgewählte thematische Gesichtspunkte aufgegriffen werden. Dem schließt sich ggf. eine Interpretation des Romanabschnittes an und/oder eine Überlegung für die Pastoral.

I. Die Gesprächssituation

Marco Balzano lässt seine Protagonisten in der Natur und in der Nacht nachdenken und sprechen:

*Wir gingen über den knirschenden Kies. An den Seiten des Platzes brannten Laterne-
nen, die ein stumpfes Licht auf die Stei-
ne warfen. Die Berge erkannte man nicht
mehr, die Dunkelheit hatte sie verschluckt.
„Schau, Nicola!“, sagte mein Vater an
einem bestimmten Punkt, den Kopf nach
oben gewandt. Der Himmel war übersät
mit Sternen, groß wie Kirschen. ...*

*Wir waren an dem Mäuerchen angelangt,
das auf den Abgrund hinausging. (S. 79)*

Pastorale Überlegung:

Aus Balzanos Schilderung lässt sich folgern, dass für Sohn-Vater- und bzw. für Männer-Gespräche über Religiosität einige Faktoren förderlich sein können: der „natürliche“ Raum bzw. die nicht von Menschenhand geschaffene Atmosphäre, die außergewöhnliche Zeit, die reduzierte sinnliche Wahrnehmung (Nicht-Erkennbarkeit der Landschaft), der selbst gewählte Moment, das Unbeabsichtigte/das Ungeplante bzw. das Spontane des Gespräches und die Grenzlage („Mäuerchen“, „Abgrund“). [1] (Die Ziffern in den eckigen Klammern ermöglichen am Ende dieses Beitrages eine Rückbindung des Fazits auf die Abschnitte der Interpretation wie pastorale Überlegungen.)

II. Direkt zum Kernthema

In einer solchen Situation stellen – so Balzano – Männer einander religiöse Fragen:

„Denkst du manchmal an Gott, Papa?“

„Mit der Zeit immer mehr. Aber ich weiß nicht, ob ich, wenn ich an Gott denke, nicht eigentlich an Hoffnungen denke. Wenn man betet, hofft man vielleicht einfach und Schluss.“ Er drehte den Kopf hin und her auf der Suche nach weiteren Sternen (S. 79f).

Interpretation:

Für Autor Balzano sind Gespräche von Männern wortarm und knapp gehalten. Aber inhaltsvoll und ehrlich („ich weiß nicht“; „vielleicht“).

Keine ausgefeilte Gottesvorstellung und keine theologische Tradition des Gebetes wird bemüht, sondern es geht bei „Gott“

„einfach“ um „Hoffnungen“. Im religiösen Austausch beziehen Männer klar und kurz Position „und Schluss“. [2]

Pastorale Überlegung:

Dieser Textabschnitt zeigt, dass für Männer die Gottesfrage und Gebetspraxis bewahrheitet werden müssen durch das Lebensgeschehen (darauf verweist die Aussage „mit der Zeit“) und mit ihrem Lebens- bzw. Überlebensgespür (dazu s.u. Punkt IV bis VI).

„Hoffnung“ erfüllt diese Lebenskriterien: Sie ist da (oder nicht) und spürbar im Leben; sie wirkt im Leben und ist unverzichtbar für das Überleben; sie gibt dem religiösen Gespür den Grund und Anreiz; sie stärkt den Lebensmut bzw. vermittelt Überlebenswillen. Eine solche Hoffnung kann als religiöses Erleben erster Art (kurz: primordial) beschrieben werden. [3]

III. Ehrerbietung und Ironie – eine spirituelle Ambivalenz bei Männern

Über die Gottesvorstellung des Großvaters Leonardo lässt Autor Balzano seinen Ich-Erzähler, den Enkel Nicò rätseln:

(Wenn man ihm (Anm.: dem Großvater) so zuhört, sagt er ständig: „Nicò, so haben sie es da oben beschlossen“, „so hat es dem Allerhöchsten gefallen“, oder „wenn sie sich in den oberen Etagen etwas in den Kopf setzen ...“ Es ist nicht klar, ob bei diesen Äußerungen „oben“ gleich Gott ist. Und ebenso wenig, ob in den Umschreibungen Ehrerbietung oder Ironie anklingt. Vielleicht ist Großvater Leonardo Deist wie Voltaire. Oder vielleicht ist er aus politischer Überzeugung Atheist ... (S. 76)

Interpretation:

Dem Großvater ist ein „Allerhöchster“ und „sie oben“ ganz selbstverständlich. Er bezieht sich auf dieses die Menschen übersteigende und überbietende Etwas, das selbst in Zuordnung zu den Menschen steht („oben“; „sich in den Kopf setzen“) bzw. das leitet („beschließen“ und „gefallen“; „obere Etage“ als Chef-Etage). [4]

„Ehrerbietung“ und „Ironie“ stehen nebeneinander als Anerkennung und Distanz (ggf. auch mal Abweisung). Es klingt wie eine spirituelle Ambivalenz, mit der der Großvater schon lange und fortwährend und gut auskommt. [5]

Balzano lässt dies vom Enkel formulieren – also eine Außensicht – und dann auch hinterfragen: Ist „oben“ und „sie“ gleichbedeutend mit (dem christlichen) „Gott“? Ist Opa „Deist“ oder „Atheist“? An dieser Stelle fließt durch Nicòs Frage die Alltagsrelevanz des Glaubens ein: Ein Deus ist fernab; darum ist man besser politisch aktiv und praktischer Atheist. [6]

Pastorale Überlegung:

Übertragen wir uns diese drei Anregungen, dann ist festzuhalten: Männer anerkennen durchaus, dass etwas ist, was mehr und anders ist als Menschen.

Die beim Großvater auftretende spirituelle Ambivalenz (Ehrerbietung/Ironie; Anerkennung/Distanz) lässt uns drei entscheidende Männer-Fragen entdecken: „Möchte ich als Mann diese Zuordnung und diese Bezogenheit Gott-Mensch annehmen? Möchte ich diese Leitung anerkennen? Unter welchen Voraussetzungen würde ich das eine wie das andere annehmen?“ [7]

Die von Nicò eingebrachte Alltagsrelevanz („politische Überzeugung“) zeigt, dass für Männer die Gottesbeziehung und der Gottesglaube nachvollziehbar (d. h. begründbar, begreifbar und lebbar) sein sollten, dass beiden eine ‚Welt‘-Anschauung wie auch erkennbare Handlungsoptionen zuzuordnen sind. [8]

IV. Angst vor dem Vergehen der Zeit und vor Krankheit

Balzos Romanfiguren verbinden den Glauben mit Lebensereignissen:

„(Wenn man älter wird, wertet man eben manche Dinge (Anm.: Gott und Glaube) wieder auf.“

„Ja, aber das ist was anderes, es ist die Angst vor der Zeit, die vergeht.“ Ich (Anm.: Nicò) bemühte mich, nicht ärgerlich zu

klingen. „Großvater ist nicht gläubig, oder?“, fragte ich, um das Thema zu wechseln.

„Bis vor fünfzehn Jahren ganz bestimmt nicht, glaube ich. Dann, mit diesem erstickenden Asthma, ist er anfälliger geworden.“

„Ich verstehe dich nicht.“

„Anfälliger zu werden, bedeutet, mehr zu hoffen. Aber wenn das für dich nicht Glauben ist ...“ (S. 80)

Interpretation:

Der Roman präsentiert einen Konflikt: Was den Vater zu Gott, Glaube und zum Hoffen führt, ohne es präzise erläutern zu können, vermag der Sohn (noch) nicht zu erahnen. Nur die Angst vor der vergehenden Zeit bzw. der sich verkürzenden Lebensspanne kann der Jüngere merken. Aber die Angstbearbeitung scheint ihm kein ausreichender Grund für den Gottesglauben und das Hoffen zu sein (s.u. Punkt V). [9]

Ein Glaubensansatz des Vaters ist das Wort „anfällig werden“. Das Roman-Wort signalisiert „Schwächeln“, und meint körperliche Einschränkungen, und in Folge das Beiseiteschieben-Können von Unsicherheiten und Fragen. Hier ist für den Vater das Wort „Hoffen“ nicht banales „Wünschen“. Dies zeigt die Identifizierung von „(mehr) Hoffen“ mit „Glauben“. [10]

Dem Vater genügt dies als Glaubensgrund – nicht nur für Ältere. Wenngleich – darum der „Aber“-Satz des Vaters – die Jüngeren dieses noch entdecken müssen. [11]

Pastorale Überlegungen:

Männer scheinen Hoffnung und Glaube dann mehr zu entdecken, wenn sie ihr bisheriges Leben nicht aufrecht halten können. [12]

Durch den Roman werden wir auf Glaubens-Diskrepanzen zwischen den Generationen hingewiesen: Alte Männer haben bedingt durch ein Ereignis oder eine Veränderung ihrer selbst ein Gespür für die Schwere und Größe des Lebens; aber sie vermitteln das Gespür und das Gespürte und deren Relevanz für den Gottesglauben kaum. Vielleicht mangelt es ihnen dafür an Worten oder Zeichen. Vielleicht hindert

sie am Reden die tiefe Anerkennung des Geistlichen und Heiligen, so dass sie lieber schweigen. [13]

V. Angst vor dem Tod

Sohn Nicò bringt in das Gespräch den Tod hinein und wirft damit einen zweiten Blick auf den Glauben:

„Meiner Ansicht nach glaubst du, weil du Angst vor dem Tod hast. Und ich meine nicht, dass Glaube aus Angst entsteht. Oder es stimmt irgendwas nicht, so wie in deinem Fall.“

Er (Anm.: der Vater) antwortete nicht.

„Jedenfalls hast du recht“, sagte er (Anm.: der Vater), den Tonfall wechselnd, „inzwischen denkst du selbst über diese Dinge nach, weil du nicht mehr jung bist.“

„Immer mit der Ruhe. Lad nicht dein Alterselend bei mir ab. Bis dreißig redet man heute von Jugend. Das sagen die berühmtesten Soziologen.“ (S. 82)

Interpretation:

In der Romanfigur Nicò spricht einerseits die Überheblichkeit des jungen Mannes („dein Alterselend“ – „bis dreißig“), andererseits ein Rest ursprünglichen Begreifens des ‚Glaubens‘: Nicht aus Angst entsteht Glaube. [14]

Pastorale Überlegungen:

Balzanos Schilderung macht für Männer zwei Perspektiven aus: Zum Ersten die Perspektive von Nicò, dass es Glaube nur bedingt entspricht, wenn er gegen den Tod gerichtet wird. Dann wird der Glaube selbstbezogen genutzt: Er ist dann Angstabwehr und nicht Folge von Sehnsucht und Hoffnung. In der zweiten bzw. in der Perspektive von Vater und Großvater geht es um den Glauben angesichts des Lebensendes und des Letztgültigen; die letzte Krise des Menschen/des Mannes gilt als Entscheidungshilfe für hier und heute und für den Glauben. [15]

Somit drückt sich in der Wahl des Gottes-Glaubens als letzte mögliche Hoffnung auch der Respekt der Männer vor dem Heiligen, vor Gott aus. Entsprechend wäre

diese Hoffnung eine endgültige und erfüllende Wahl, und sie müsste Sicherheit, Stabilität und Standvermögen vermitteln. Dies lässt für Männer auch vermuten, dass sie sich hüten, mit Glaube und Gott alles und jedes zu verbinden. Sie sichern Glaube als Gnade und Gott als Mysterium. [16]

VI. Angst vor dem Danach

Balzano lässt Nicòs Vater Riccà einen dritten Weg zu einer Glaubensbegründung gehen:

„Die Sache ist, dass dir der Gedanke, was danach kommt, dann nicht mehr aus dem Kopf geht ... Bis du Angst kriegst“, fing er (Anm.: der Vater) wieder an.

„Und gibt es nichts, was dir helfen kann zu verstehen?“

„Nein, nichts. Entweder du glaubst, oder du glaubst nicht.“ (S. 81)

Interpretation:

Mit der Aussage „Bis du Angst kriegst“ gibt Balzano dem Vater die Rolle des existentiell erschütterten Mannes, denn (Lebens-)Zeit, Krankheit, Tod und das, was nach dem Tod sein könnte, stellen ihn in Frage. Zu ergänzen ist, dass Vater wie Sohn ebenso „Angst vor der Abwesenheit Gottes“ (S. 84) haben. Auch da geht es um die Existenz und steht alles in Frage. [17]

Pastorale Überlegungen:

Diese Roman-Passage und die Punkte IV-V lassen uns für die Männer-Spiritualität vier Aspekte vermuten:

Im Roman zeigt sich der Glaube, der am Gedanken des „danach“ ansetzt, nicht als vertröstend, sondern als ein Glaube, dem das „davor“ wichtig ist. Dies wird durch die Verbindung mit Zeit, Krankheit und Sterben erkennbar. So ein „Danach-Davor“-Glaube führt Männer wohl zu einer Besinnung auf das Leben und fordert sie zur Orientierung auf: Was ist das Bedeutsame des Lebens, was ist sein Ziel und was ist der Fixpunkt des Lebens? [18]

Überraschend ist, dass die den Männern immer wieder unterstellte Kopflastigkeit im Roman aufgelöst wird: Steht die Aussage

„nicht mehr aus dem Kopf geht“ noch für den Verstand wird die „Hilfe zum Verstehen“ abgewiesen und durch die „Angst“ das Gespür betont. Auch fordert die vom Vater skizzierte Alternative „glauben – nicht glauben“ ein unhinterfragbares Grundgefühl und keine Verstandeslösung. [19]

Wegen der Angst aufgrund vergehender Zeit, der Veränderung der Lebenskraft bzw. der Krankheit, aufgrund des Todes und des „danach“ suchen Männer wohl eine alles umgreifende Erklärung bzw. Sicherung, sozusagen für alles die Lösung in Einem. Über diese Suche können Männer auf die Gottesfrage stoßen. [20]

Die Romanpassagen zu Punkt IV-VI machen erkennbar, dass manche Männer Angst nicht mögen. Zum einen wegen der mit ihr verbundenen existentiellen Erschütterung und weil Angst der Gegenspieler der Hoffnung ist, die trotz Lebensbedrohung ein (Über-)Lebensgefühl vermittelt. Zum zweiten, weil Angst lähmt und das eigene Handeln verhindert. Angst loszuwerden oder zu beseitigen, ist – so zeigt es der Roman – Männern deshalb wichtig: Schritt eins der Angst-Überwindung ist das Anerkennen der Angst. Schritt zwei der Angst-Überwindung ist eine Handlung. Um wieder handeln zu können, baut sich Nicòs Vater eine Entscheidungssituation „entweder ... oder ...“ auf, und dann handelt er, indem er ein Ja zum Glauben beabsichtigt. [21]

VII. Den Anfang finden

Dennoch fällt dem Vater das Ja weiterhin schwer:

Wir gingen weiter, die Hände in den Hosentaschen.

„Man braucht Mut, um anzufangen, zu glauben. Und ich fürchte, die Kraft, sich ganz dem Unbekannten zu überlassen, die habe ich nicht.“

„So funktioniert es auch nicht, dass man ‚anfängt zu glauben‘, wie du es nennst. Das ist nichts, was man ‚anfängt!‘

„Da irrst du dich. Alles braucht einen konkreten Anfang.“

Wir schwiegen ein paar Schritte. (S. 81f)

Interpretation:

Das von der Romanfigur genutzte Stichwort „Anfang“ bzw. „konkreter Anfang“ kann als erster Schritt oder als die Ja-Entscheidung gesehen werden. Dafür braucht Nicòs Vater „Mut“. Vielleicht meint Balzano mit „Mut“ eine Zuversicht für das Sich-Einstellen auf den Glauben (s.o. Ziffer 7). Der zweite Schritt braucht „Kraft“, um „sich ganz dem Unbekannten zu überlassen“. Es könnte der Kraftakt sein, mit dem die eigenen Vorbehalte übersprungen oder nieder gerungen werden. „Mut“ und „Kraft“ können wir durchaus als die Männer-Umschreibung für „Vertrauen“ lesen. [22]

In Riccàs Wort vom „Unbekannten“ können wir erneut die Größe des Respekts der Männer vor dem Geheimnis Gottes und ihr Gespür für das Heilige entdecken: Das Wort „Gott“ scheint von manchen Männern bewusst nur seltenst benutzt zu werden. [23]

Die Worte „sich“, „ganz“ und „überlassen“ weisen uns darauf hin, wie umfassend die Männer die Glaubensanforderung verstehen: sich überlassen und nicht irgendetwas; sich aus der Hand geben statt Alleingang und Eigeninitiative beizubehalten; also ganze, vollständige Hingabe und nicht nur teilweise. Und mitzulesen ist vielleicht „ganz oder gar nicht“, d.h. hier geht es um eine ultimative Grundsatz-Entscheidung. Die Größe des Heiligen und die Größe der Hingabe machen ihrerseits verständlich, warum der Glaubensanfang zweischrittig – „Mut“ und „Kraft“ – ist. [24]

Pastorale Überlegungen:

Als Anregung ergibt sich erneut, dass Männer zum Glauben durch Angst-Ereignisse aufgrund der Lebenssituation (s.o. Punkt VI) kommen können. Aber den entscheidenden Glaubens-Anstoß (den „Anfang“) scheint ein inneres Ereignis geben zu müssen, das Männern die Entscheidung und den inneren Schritt ermöglicht und das ihnen die Nachvollziehbarkeit des Glaubens vermittelt. [25]

VIII. Geistliche Übungen

Balzano's Roman spielt in Italien, und insofern ist ein katholischer Hintergrund gegeben, der u.a. so erkennbar wird:

... ich (Anm.: Nicò) ... schon mehr als einmal gesehen habe, wie er (Anm.: Nicòs Vater) in die Kirche bei uns um die Ecke eintrat, bevor er zur Arbeit ging, oder sich aufs Sofa neben der Lampe legte, um im Evangelium zu lesen. Auch lässt sich keineswegs ausschließen, dass er in seiner Abendstarre betet. (S. 77)

Auch der Großvater betet:

„Allerdings denke ich (Anm.: Vater Riccà), dass er (Anm.: Großvater Babbo) innerlich, im Dunkeln, zu Gott betet wie fast alle Menschen, die Angst haben. Was er gar nicht mag, ist die Kirche.“ (S. 80)

Interpretation:

Balzano's Skizze der Männer-Spiritualität zeigt ein individuelles geistliches Handeln der Männer: allein in die Kirche gehen, für sich Bibel lesen, abgesondert und still sein („Abendstarre“) und allein beten. Beim Großvater wird dies noch unterstrichen durch die Worte „innerlich, im Dunkeln“ und hervorgehoben durch den Hinweis auf das Nicht-mögen der Kirche. [26]

Auch die Angst ist wieder genannt.

Pastorale Überlegungen:

Greifen wir diese Beschreibung auf, bemerken wir sofort den Kollisionskurs, auf dem sich solche frommen Männer, wie sie von der Romanfigur Riccà repräsentiert werden, befinden: Wenn Gemeinde auf das Gemeinschaftliche der geistlichen Praxis setzt und das Miteinander in vielerlei Hinsicht einfordert, fallen spirituelle Einzelgänger sehr negativ auf. Sie passen nicht in das Gemeinde-Konzept bzw. das Gemeinde-Konzept sieht sie nicht vor und schließt dadurch diese Männer aus. Die Männer reagieren entsprechend: Sie mögen diese Kirche/Gemeinde nicht. [27]

Wir können mit der Anregung des Romans noch weiter gehen: Männern könnten aufgrund ihrer Innerlichkeit und ihrer Ehrfurcht vor Gott und Heiligem (s.o. Ziffer 23) gegenüber dem Öffentlichen der Fröm-

migkeit skeptisch sein. Und diese Skepsis könnte bei Männern zunehmen, je mehr sie erleben, dass sie ihre Spiritualität bevorzugt durch vergehende Zeit, durch Krankheit, Tod und dem „Danach“ erfahren und identifizieren (s.o. Ziffern 17-21).

Mit dieser Fraglichkeit können viele Männer sehr wohl leben und glauben (vgl. Großvater). Aber sie wollen wohl ihre Fraglichkeit und die damit verbundene Spiritualität nicht öffentlich machen noch zum Anlass für gemeinschaftliches Handeln werden lassen. [28]

IX. Nie antasten

Zu dieser Problematik von Innerlichem und Öffentlichem, von Eigenem und Gemeinschaft, von Selbstschutz und Scheu gibt es in Balzanos Roman einen kleinen Satz:

„... Man darf nie die Spiritualität der Menschen antasten!“, ereiferte er (Anm.: der Vater Riccà) sich. (S. 76)

Interpretation:

Folgt man Balzano's Romanfigur Riccà, dann empfinden manche Männer es unangemessen, wenn ihre Spiritualität von anderen Personen befragt oder hinterfragt wird oder beeinflusst wird (s.u. Punkt X).

Pastorale Überlegungen:

Wir können daraus schließen, dass Männer Spiritualität als ihr Eigenes spüren, als ihr Inneres einschätzen und als das ihnen Zugehörige verstehen. Darum vielleicht möchten manche Männer ihre Spiritualität nicht nach Außen tragen, ihre Frömmigkeit nicht veräußerlichen geschweige denn dem Zugriff anderer Personen öffnen. [29]

X. Über Spiritualität sprechen

Marco Balzano lässt seinen Ich-Erzähler Nicò das Nicht-gerne-reden (s.o. Ziffer 23) konstatieren:

Doch vielleicht ist Papa ja einfach jemand, der nicht gerne redet, am wenigsten mit Priestern und Nonnen, die ihn an me-

chanisch wiederholte Gebete und Tatzen auf die Finger in der Schulzeit erinnern. Sonst nichts. (S. 77)

Nicòs Vater hatte *„keine Lust ..., mich (Anm.: Nicò) vom Katechismusunterricht abzuholen und jede Woche mit der Nonne zu reden.“ (S. 76)*

Interpretation:

Es scheint im Buch Balzanos so, als würden bei manchen Männern wegen der Innerlichkeit der Spiritualität die Religionsprofis (männlich wie weiblich) nicht gut wegkommen; denn diese reden über Religion und Glaube berufsbedingt und häufig.

Pastorale Überlegungen:

Nachzufragen wäre, ob diese Ablehnung resultiert aus dem mit normativem Anspruch vorgetragenen ‚Was‘-Inhalt der Rede (siehe „Katechismus“), aus der Art des Umgangs mit Religiösem (im Roman benannt als: „mechanisch wiederholte Gebete“ und als strafende „Tatzen auf die Finger“) und aufgrund der Form (z.B. ‚unterrichtend‘). Auch stellt sich die Frage nach der spirituellen Gesprächssituation, nach glaubwürdigen Vorbildern und der Nachvollziehbarkeit des Glaubens. [30]

Fünf Hypothesen zur Spiritualität von Männern

Unsere Überlegungen ermöglichen uns nun fünf Hypothesen zur Männer-Spiritualität:

- Der Glaube, richtiger das ‚Glauben‘ (das Geschehen und die Handlung) verlangt wohl von Männern zwei Glaubensschritte: die Orientierung zum Glauben („Mut“) und das Sich-Überlassen als Hingabe („Kraft“). Dem Glauben entsprechend in der Folge handeln zu wollen ist für Männer keine Hürde. [Dazu s.o. die Abschnitte mit den Ziffern 6, 12, 16, 18, 22, 24.]
- Die Gottesvorstellung muss für Männer nicht abschließend definiert sein: Offene und ambivalente Umschreibungen scheinen für sie akzeptabel zu sein. Wichtiger als eine Theorie oder eine Vorstellung ist, dass Gott ist. Zudem sind

Lebensbezogenheit und Nachvollziehbarkeit des Geglauten bedeutsam. [S.o. die Ziffern 2-5, 7f, 10, 20.]

- Es scheint bei Männern unterschiedliche Weisen des inneren Erspürens und Begreifens des Glaubens zu geben. Der Plural ‚Spiritualitäten‘ ist bei Männern angebracht. [S.o. Ziffern 9, 13, 19, 25.]
- a) Im Alter überwiegen die Glaubensdimensionen, die auf Lebenssituationen (Krankheit, Alter, Sterben, Leben danach) reagieren. Glaube ist veranlasst durch Angst; Männer-Spiritualität fußt auf existentieller Fraglichkeit. [S.o. Ziffern 10, 13, 15, 17, 20f.]
- b) In der Jugend ist das geistliche Gespür offener und weniger konkret. Aber auch nicht so drängend, und darum wird mitunter die geistliche Reaktion aufgeschoben: Weder Glaubenszusage noch Handeln erfolgen – vielleicht bis zu einem spezifischen Anlass. [S.o. Ziffern 11, 14f.]
- c) Jedoch zeigen die beiden Mannesalter, dass sie Glauben als eine Überzeugung von Innen her wahrnehmen. Männer spüren deutlich das Heilige und Geistliche, und Ehrfurcht und Hingabe sind ihre menschliche Antwort darauf. [S.o. Ziffern 12, 16, 19, 23f, 29.]
- Ihr spirituelles Leben – sowohl das Gespürte wie die geistliche Übung – empfinden Männer (bisher) nicht oder nur sehr begrenzt als Ereignis der Gemeinschaft [s.o. Ziffern 15, 19, 26f, 29f]. Dies könnte auch durch die heute gegebenen gemeindlichen Bedingungen verursacht sein [s.o. Ziffer 26, 30-32].
- Ein Kern der Spiritualität(en) der Männer ist das Erfahren der existentiellen Fraglichkeit. Dieses Existentielle und die starke Innengewendetheit lässt die Männer die Spiritualität als das ihnen persönlich Zugehörige sehen. Entsprechend groß ist der Wunsch nach Eigenem und nach dem Freiraum für das Eigene. Dazu passt für Männer besser das Schweigen und das Nicht-Reden, wenngleich es auch den Wunsch nach geistlichem Gespräch unter Gleichen – unter Männern – gibt. [S.o. Ziffern 1, 20, 25, 28f.]

Fünf Fragekomplexe für gemeindliches Handeln

Aus dem Obigen ergeben sich für das pastorale Handeln fünf Fragekomplexe:

1. Sind in der Gemeinde die konkreten Rahmenbedingungen günstig für Männer und für Männer-Gespräche? Wird in der Gemeinde die Lebens- und Glaubensgestalt von Männern respektiert? Werden neben den Gemeinschafts- bzw. Beziehungskonzepten auch andere gemeindliche Weisen befürwortet, Glauben und Spiritualität zu leben und zu vertiefen? Ist es Männern vergönnt, auch schweigsame, individuelle wie einsame Ausdrucksweisen für Glaube, Hoffnung und Liebe zu haben und zu finden? Gibt es keine unbewusste, wenngleich praktische Bevorzugung von Frauen in der Gemeinde?
2. Wird Männern nachvollziehbar gezeigt, dass christlich Glauben den Gewinn eines geistlichen Mann-Seins ermöglicht? Dass Christ-Sein eine Verbindung von Vernunft und Gespür, von Handeln und Ruhe bedeutet? Dass dem Christ-Sein ein Ineinander von Mitgegebenem und zu entdeckenden Unbekanntem, von siegreich auferwecktem Christus und gestärktem „Ich“ entspricht? Und dass christlich Glauben heißt, dass nicht alles gelingen muss, aber immer könnte und dass die Angst gegen die Liebe verliert und durch das Füreinander verschwindet? Und dass aus christlicher Sicht Misserfolg und Scheitern Möglichkeiten für neue Aufstiege sein können?
3. Wird Männern der christliche Gottesglauben nachvollziehbar dargestellt? Werden Männer auf ihrem Weg zum Überzeugt-sein vom Verkündigten (Christus) „Schulter an Schulter“ begleitet? Wird Männern das Verkündigte (das Anliegen) annehmbar verdeutlicht? Wird für Männer die Alltagsrelevanz des Gottesglaubens aufgezeigt? Zugleich: Gibt es für Männer bzgl. ihres Gottesglaubens sowohl empathische Konfrontation wie auch liebevolle Kritik? Sind „Männer der

Kirche" da, die klare Worte mit interessierten Männern wechseln?

4. Ist die Gemeinde bereit für den Teil der Männer, die begründeterweise sich bzw. ihre Spiritualität nicht vergemeinschaften lassen können oder wollen?

Ist die Gemeinde im Interesse gläubiger Männer bereit, ein Nebeneinander von verschiedenen Gemeinschaftsformen und von sehr unterschiedlichen Weisen der Individualität zu ermöglichen und ihnen bemerkenswerte Angebote zu machen? Berücksichtigt Gemeinde die Hinweise der Heiligen Schrift bzgl. Zurückgezogenheit und Allein-Sein von Männern?

5. Weiß Gemeinde von den Krisen und Ängsten der Männer? Von jenen Lebenssituationen, in denen Männer das Gefühl haben, dass sie (sich) verlieren (Krankheit, Arbeitslosigkeit, Verrentung, Scheidung), dass sie außen vor bleiben (in der Familie, in der Vaterschaft durch beruflich bedingte Abwesenheiten)? Berücksichtigt Gemeinde, dass die Chancen der Männer schlechter werden (als ältere männliche Singles, bedingt durch ihre Berufsqualifikation, als Arbeitnehmer ab 45 Jahren, aufgrund verstreichender Lebenszeit) und dass bisherige männliche Lebenskonzepte immer weniger passen?

Für die Männerpastoral als ein Zielgruppen orientierter Dienst scheint es dringlich zu werden, im sog. kerngemeindlichen Bereich einige Grundfragen zu stellen. Sind diese Fragen gut beantwortet, wird Männerpastoral sich als Lebenssituationen-bezogener Dienst für und mit Männern erweisen können.

Eine längere Artikelfassung ist abrufbar unter www.maennerseelsorge-koeln.de

Literaturdienst

Manfred Becker-Huberti – Heinz Finger, Kölns Bischöfe von Maternus bis Meisner. Mit einem Gastbeitrag von Bischofs Friedhelm Hofmann, Köln: Greven-Verlag 2013, S. 336 Seiten, ca. 44 Abb., 19.90 €, ISBN 978-3-7743-0607-3.

Wer sich aus Anlass des für 2014 anstehenden Wechsels auf dem Bischofsstuhl des Erzbistums Köln oder des gleichzeitigen Bistumsjubiläums der 1700jährigen Bezeugung des ersten christlichen Bischofs im heutigen NRW, des Kölner Maternus (des Mütterlichen), über Kölner Bischöfe kurz und gut informieren wollte, hatte bisher vornehmlich zwei Lösungsmöglichkeiten: entweder den etwas dürftigen Wikipedia-Artikel im Internet oder die „knochentrockenen“ Biogramme im Handbuch des Erzbistums Köln von 1966 (Bd. 1). Dazu liegt nun im kardinalroten Umschlag auf über 300 gut lesbar bedruckten Seiten und mit dem Siegburger Anno-Bischofsstab auf dem Umschlag-Titel ein handliches Buch zu den 94 Kölner Bischöfen vor. Die beiden fachlich ausgewiesenen Autoren haben sich die Bischofsbiogramme im Umfang von einer halben bis zu fünf Seiten dergestalt aufgeteilt, dass Bibliotheksdirektor Prof. Finger die ersten 74 behandelt und Prof. Becker-Huberti die weiteren 19 bis Joseph Kardinal Höffner (1969–1987), während für den amtierenden Joachim Kardinal Meisner sein vormaliger Kölner Weihbischof, der nunmehrige Würzburger Bischof Friedhelm Hofmann, die „spannungsreiche Persönlichkeit“ (S. 279) auf sechs Seiten gewinnend vorgestellt hat.

In der großen Bischofsreihe von der römischen Zeit bis zur Reformationszeit finden sich einerseits trotz der langen Forschungsgeschichte auffallend viele Kölner Bischöfe nur mit Amts-, aber nicht mit näheren Lebens-Daten. Andererseits sind von Maternus (313/314) bis Engelbert I. (1216–1225) neun Bischöfe als „Heilige Bischöfe“ mit eigenem Gedenktag und lokalgeschichtlich besonderer liturgischer Resonanz verehrt worden. Als „Typen, die ihre Zeit geprägt haben und von ihrer Zeit geprägt wurden“ stellt dann Prof. Becker-Huberti die Kölner Erzbischöfe von der Epoche der katholischen Reform (1577) bis zum Jahr vor der deutschen Wiedervereinigung vor.

Das Buch verliert sich dabei nicht darin, die vielfältigen Probleme der bistumsgeschichtlichen Forschung zu referieren und zu diskutieren, sondern hat die historischen Grunddaten über die Kölner Bischöfe gut in den jeweiligen historischen Kontext gestellt und in erzählerischer Weise auch die Anekdoten und

Kuriositäten über die Kölner Bischöfe zusammengetragen. Jeweils prägnante Literaturhinweise ermöglichen bei Bedarf ein genaueres Nachforschen.

Bei den insgesamt gut ausgewählten schwarz-weißen Abbildungen wären im 19. und 20. Jahrhundert die Porträts von allen Erzbischöfen, also auch von den „Importierten“, wie von Ferdinand August von Spiegel über Johannes von Geissel (†1864) bis Karl Joseph Schulte, wünschenswert gewesen. Im Anhang findet der Leser neben einem Glossar kirchengeschichtlicher Begriffe, wie z. B. Chorbischof oder Pektorale, eine 25seitige (Auswahl-)Bibliografie der reichen Spezialliteratur zu den Kölner Bischöfen sowie ein alphabetisches Namensregister, das allerdings nicht bei 3 Mal Engelbert und 5 Mal Hermann gut zu einem schnellen Aufsuchen gesuchter Kölner Bischöfe weiterhilft.

Reimund Haas

Claude Ozankom: Christliche Theologie im Horizont der Einen Welt. Verlag Friedrich Pustet, Regensburg 2012, 244 S.

Im vorzustellenden Band versammelt der Bonner Fundamentaltheologe Ozankom 15 Beiträge ab dem Jahr 2001, etliche wurden neu verfasst. Der Titel gibt die Versuchsanordnung präzise an: Den Nukleus bildet die Eine Welt, d.h. die Globalisierung, die das „Bewusstsein der Weltöffentlichkeit am Beginn des dritten christlichen Jahrtausends“ entscheidend bestimmt (170). Theologie hat dieses „Zeitzeichen im Lichte des Evangeliums“ zu deuten, um angemessen agieren bzw. hilfreiche Praxis entwerfen zu können. Und Ozankom wird im fünften Kapitel seine Deutung dieses Zeitzeichens auch explizit geben.

Den Auftakt von fünf Kapiteln macht eine kritische Würdigung der Heidegger-Rezeption durch den evangelischen Theologen Heinrich Ott. Das kann verwundern, dürfte aber auf die Anfänge des theologischen Denkwegs Ozankoms verweisen. Die Erträge einer solchen Rezeption bestehen für ihn in einer für die unterschiedlichen Sprachdimensionen und -funktionen sensibilisierten Theologie.

Schon ab dem zweiten Kapitel aber wird „Sein und Zeit“ über den Leisten einer kontextuellen Theologie geschlagen, wie sie der Vor-Vorgänger Ozankoms in Bonn, Hans Waldenfels, programmatisch „aufgemacht“ hat. Präzise werden die Raum-Zeit-Schnittstellen einzelner Kontexte – das sind afrobrazilianische und schwarzafrikanische – abgetastet. Vorab: Die Theologie Ozankoms zeichnet sich im Unterschied zu mancher „Mode“ gesteigerter idealisti-

scher Abstraktheit nicht zuletzt dadurch aus, dass sie erfahrungsgesättigt ist. Als Afrikaner zugleich deutscher Professor für Fundamentaltheologie gelingt ihm, was oft postuliert und selten eingelöst wurde: die „Inkarnation“ in die deutsch-europäischen wie afrikanischen Kontexte ins theologische Bewusstsein zu heben bzw. im Gegenzug, Theologie wie eine Sonde in die Erfahrung der Lebensverhältnisse einzuführen und das immer mit dem Ziel, dass heil werde, was oft genug von Elend gezeichnet ist.

Unter „Christlicher Glaube im Kontext“ vermisst er diese unter dem Gesichtspunkt von Identität und Differenzen, wie sie etwa im afrobrazilianischen Synkretismus in höchster Verdichtung greifbar werden. In Würdigung der Überlebenskämpfe schwarzafrikanischer Sklaven erscheint ihre Form des Christseins als ein „Glauben() in der Fremde“, der als „fremde(r) Glaube“ in seinen Zumutungen wahr- und angenommen werden mag. Wer sich diesen Herausforderungen stellt, wird den eigenen Glauben als einen tiefest prekären erfahren, ja, das Prekäre als Grundzug christlicher Identität erkennen können. Dann aber ist eine entscheidende Voraussetzung dafür erfüllt, dass Christen sich jenseits von purer Selbstverschanzung wie identitätsdiffuser und nur „flauer“ Offenheit in einer Welt pluraler religiöser Lebenswelten bewegen können, um sich nicht zuletzt dort mit dem „Geheimnischarakter aller Gottrede“ (G. M. Hoff) konfrontieren zu lassen (47).

Das folgende umfangreichere Kapitel Inkulturation arbeitet afrikanische Inkulturationserfahrungen und im Gegenzug europäische Missionsgeschichte auf: die Integration afrikanischer Familienauffassung und der damit zinnerst verbundenen Ahnenverehrung im Kirchenverständnis, neue Liturgien wie den Kongolesischen Ritus, der die Liturgie um eine Spiritualität des Rhythmus bereichert; die Notwendigkeit und Möglichkeit innerchristlicher Ökumene etwa mit der neu entstandenen autonom afrikanischen Kirche eines Simon Kimbangu. Spannend liest sich, wie Ozankom Begriff und „Sache“ der Magie dekonstruiert. Aus dem Begriff, der in der europäischen Religionswissenschaft weithin rein pejorativ eine minderwertige Religionspraxis mit entsprechend falschem Bewusstsein bezeichnete, entwickelt er im Durchgang durch die Kontexte einen differenzierten Begriff, der auch als Indikator für das Nicht-Bewältigbare, Geheimnisvolle in der Religion gelten und „eine Sensibilisierung für das ‚andere Gottesreden‘, bewirken kann (123).

Das vierte Kapitel Globalisierung scheint nicht nur das umfangreichste, sondern m.E. auch das virulenteste Kapitel des Buchs zu sein. In fünf Anläufen geht Ozankom die Globalisierung als die entscheidenden Herausforderung unserer Epoche an (81).

Den „Prozess weltweit enger werdender Verflechtungen und umfassender Strukturen (), der sämtliche Bereiche des gesellschaftlichen Lebens: Wirtschaft, Politik, Information, Kultur bis hin zu Religion umfasst“ (129), begreift Ozankom als Zeitzeichen im Sinn des Konzils wie als *locus theologicus*. Dieser Prozess bewirkt weltweit eine starke Homogenisierung nach Maßgabe der europäischen bzw. US-amerikanischen Zivilisation. (Coca-Cola, T-Shirt, Jeans ...) In Afrika wird dieser Prozess als „Fortführung und Potenzierung“ des Kolonialismus erfahren (81). Denn die afrikanischen Völker sind aufs Ganze gesehen nicht Nutznießer, sondern Leidtragende dieser neuen Verhältnisse. Über die sozio-ökonomische Armut hinaus, die bedrängend ist, ist nicht weniger als die Identität angegriffen: In den Interferenzen von Eigenem wie dem globalisierten way of life wird Identität schwach; Orientierungslosigkeit macht sich breit. Dabei übersieht Ozankom nicht den Anteil, den eine schwache Staatlichkeit, ethnozentrische Konflikte wie die Begehrlichkeiten nach großen Rohstoff-Ressourcen an der Misere haben. Die Verquickung von regional-interner Misere wie der Weltöffentlichkeit wird etwa fassbar in seinem *Résumé* zur Situation des Kongo, der „einen immerwährenden Karfreitag durchlebt“: „Insgesamt gibt der Kongo das Bild eines enthaupteten und siechenden Landes ab, das verschiedene Kräfte systematisch und weitgehend ungestraft ausplündern können, während die internationale Gemeinschaft das für kongolesische Ohren zynische Wort ‚Bürgerkrieg‘ propagiert“ (181). Als Reaktion auf die Homogenisierung ist ein global, in allen Religionen und Kulturräumen auch in der katholischen Kirche - auftretender Fundamentalismus zu beobachten: „eine „Strategie“ (), mit deren Hilfe der Omnipräsenz der Globalisierung durch eindeutige Auslegung der Wirklichkeit und klare Verhaltensregeln begegnet werden soll“ (162). Dabei ist der religiöse Fundamentalismus „in den Kulturen der „Dritten Welt“ auch „als Protest und Widerstand gegen die ideale und Werte“ aufzufassen, „welche die Globalisierung vertritt und ausbreitet“ (147). Zum *locus theologicus* können die so bestimmten Kontexte werden, wenn sie theologische Motive und Traditionen wachrufen: etwa eine Theologie der Versöhnung in den ethnisch-tödlichen Konflikten, eine des „Lebens in Fülle“, wo Armut herrscht oder das Gleichnis des Samariters, wo an die Opfer der Globalisierung zu denken ist. Denn so weltweit umfassend sie auch ist, sie schafft „Ränder“ und „Randständige“ in alt-neuer Weise. Theologisch schließt Ozankom in diesen Passagen an die Metz'sche Politische Theologie an, näherhin deren Theologoumena einer Erinnerung an die Opfer (196) wie der Compassion, die eine globale werden müsse (137 u.ö.). Bei einer insgesamt

kritischen Sicht des Phänomens Globalisierung schließt Ozankom Chancen und Möglichkeiten nicht aus. Doch die müssen bewerkstelligt, ausgehandelt werden im Sinn einer Globalisierung der Solidarität, die mit einer Achtsamkeit für differente Identitäten einhergeht. Die Kirche kann und muss daran einen hohen Anteil haben.

Das fünfte Kapitel verschiebt die Akzente in Richtung theologischer Theorie. Es entfaltet, was mehrfach schon angeklungen ist und die Originalität der Ozankomschen Theologie nicht in geringem Maße ausmachen dürfte: eine Theologie der Gastfreundschaft. Er vergewissert sich ihrer in antiken Kulturen, dem Alten Testament, dem Judentum, im Neuen Testament und den frühen christlichen Gemeinden, im Islam und nicht zuletzt in der Philosophie bei Kant und Derridas Philosophie der Gabe. Gastfreundschaft vermag den Fremden aus der dem Phänomen des Fremden eigenen Ambivalenz herauszuholen, die ja auch Angst und Aggression hervorrufen kann. Wo Gastfreundschaft gewährt wird, eröffnet sie einen Raum, der auch für den Gastgeber zum Ort der Begegnung mit dem Geheimnis Gottes und zum Diskursort werden kann, der eine neue Vergewisserung eigener Identität, eigenen Glaubens erheischt. Sie empfiehlt sich als Motiv und Kategorie, unter denen die Konzepte einer Theologie der Religionen wie das einer komparativen Theologie integriert werden können, ohne dabei beider legitime Eigenständigkeit aufzuheben. Gastfreundschaft kann zugleich als die mit Blick auf ihre religiösen Gehalte deutlichere Bezeichnung der anzustrebenden globalen Solidarität aufgefasst und entfaltet werden. Ozankoms Überlegungen münden in eine programmatische Skizze (231-232). Den Abschluss der Studie bildet eine Art Kommentar zur umstrittenen Rede Benedikts XV. in Regensburg, die Ozankom trotz ihrer Anstößigkeiten und in diesen auf ihre fruchtbaren Impulse für ein einen Wahrheitsanspruch in den Beziehungen der Religionen befragt.

Gerade das religiös gut fundierte und theoretisch aufgeladene Motiv der Gastfreundschaft könnte sich als ein glücklicher Beitrag für den theologischen Diskurs erweisen. Erkenntnistheoretisch ist diese Theologie anschlussfähig an einen neuen Realismus, der sich von rein kulturalistisch-konstruktivistischen Diskursen der Postmoderne und des Poststrukturalismus absetzt. Ihr Impetus, ihre Fragen, ihr Herzschlag erinnern durchaus an Worte und Gesten des neuen Papstes. Ozankoms Beitrag zu einer erfahrungsbasierten Theologie des globalisierten Zeitalters lädt ein, als LeserIn selber Gast zu werden. Sie besichert die Chance, die eigene Perspektive zu weiten und ändern zu lassen.

Paul Petzel

Unter uns

Auf ein Wort

Zu Kohelet 7,15-22

Da wir keinen Grund haben, dem Prediger zu unterstellen, dass er von der Furcht Gottes redet, ohne zu wissen oder zu meinen, was er sagt, müssen wir erneut zurückfragen, ob wir denn seinen Aufforderung, nicht allzu gerecht und nicht allzu gottlos zu sein, missverstanden haben, indem wir sie als bloße Verweise auf ein feiges Mittelmaß verstanden haben. Wie klingt seine Mahnung, wenn wir unterstellen, er meine hier die fanatische Selbstgerechtigkeit, die Sucht des Menschen, sich durch seine Werke zu rechtfertigen und damit das wahre Leben zu gewinnen? Sie richtet den Menschen ja in doppelter Weise zugrunde: Sie bürdet ihm auf, was er nicht leisten kann, nämlich sein eigener Schöpfer zu sein. Sie setzt ihn an Gottes Stelle! Und sie bricht nicht nur die Brücke zu Gott, dem Quell alles Lebens, sondern auch die zum Nächsten ab: Denn dieser spürt es doch, dass wir mit diesem fanatischen Treiben gar nicht ihn, ja überhaupt niemanden außer uns selbst meinen! – Und ist es bei dem Toren, dem blindwütig Gottlosen anders? Ist er nicht wiederum der Meinung, er sei sein eigener, absoluter Herr, der tun und lassen kann, was ihm gefällt? Bricht nicht auch er die Brücke zu Gott, dem Quell alles Lebens, und die zum Nächsten, dem Sinnggeber dieses Lebens, ab? Und sind daher nicht beide, der Gerechtigkeitsfanatiker und der skrupellose Bösewicht, ohne Furcht Gottes und eben Sünder?

Hier steht der Skrupellant, dort der Skrupellose und zwischen beiden steht der Mensch Gottes, der Gott fürchtet, der Gott seinen Gott sein lässt, auf ihn hofft, ihn liebt, ihm vertraut – und also gelassen in den Stürmen des Lebens steht, bereit zu tun, was er vermag, und bereit anzunehmen, was ihm Gott in den Fügungen seines Lebens schickt. „... denn wer Gott fürchtet, entgeht allem beidem“ – dem überheblichen Meisternwollen seines Schicksals und dem überheblichen Zerstörenwollen fremden Lebens.

Otto Kaiser
aus ders., Gottes bedürfen ist des Menschen Vollkommenheit.
40 Predigten aus sechs Jahrzehnten.
Gütersloh 2013, S. 59-60.

Missverständnis

Eine Gruppe Kommunionkinder steht vor dem Schaukasten der Kirche und betrachtet, was da so aushängt. Ein Junge sieht die schwarz umrandeten Mitteilungen über die jüngst verstorbenen Gemeindemitglieder. Er erklärt den anderen: „Das sind die Todesurteile von den Leuten.“

Pfr. i. R. Hubert Ludwikowski, Brühl

Ritterbach Verlag GmbH · Rudolf-Diesel-Straße 5-7 · 50226 Frechen
PVSt · Deutsche Post AG · „Entgelt bezahlt“ · G 3212 E